

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 16.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 14. April 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kapiteln: 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.

Kapitän Massa.

Eine römische Dorfgeschichte von Richard Voß.
(Fortsetzung.)

4.

Sehr bald zeigte es sich, daß die Besorgnisse der haßerfüllten Jungfrauen gänzlich unnütze gewesen. Die Feinde fuhrten fort, sich nicht im Geringsten um die braunen Mädchen zu kümmern. Die gekränkten Schönen hatten es gleich heraus: daran war kein Anderer schuld, als dieser Kapitän Massa; denn dieser Kapitän Massa war nicht allein ein wahrer Teufel, sondern auch oben-dreien ein ausgesprochener Weiberfeind, — was etwas noch viel Scheußlicheres und Schlimmeres war! Dabei sah eine Jede, wenn er so stolz und trotzig vorüberging, ihm heimlich nach. Er war eher klein als groß, schlank und zierlich wie ein Mädchen, besaß aber gewiß die Kraft eines Riesen, so lähn und fest war sein Gang, so geschmeidig waren seine Bewegungen, so nervig seine Glieder. Er hatte dunkles, krauses Haar, ein Paar pechschwarzer, leuchtender Augen und absonderlich rothe Lippen, über denen ein wohlgepflegtes Bärtlein seines jungen Lebens sich freute. Schwerlich war ein zweiter Bersagliere zu finden, der seinen schimmernden Federhut so verwegen trug, den die dunkle Uniform so prächtig kleidete, und der beim Marsche einen solchen Sturmschritt anschlug. Und sicher gab es im ganzen Königreiche keinen Zweiten, der an einem Mädchen so achtlos vorüberschritt, wie dieser hübsche, tapfere, hochmüthige Kapitän Massa.

Tag für Tag schleppten die guten Jungfrauen unter Flavia's Anführung voller Feindseligkeit ihre Wäsche auf das Feld hinaus, lauerten wie eine Schar hinter Bäume im Sonnenschein auf den Felsen, spannen, schrieen wilde Gefänge ab und warfen bitterböse Blicke hinüber nach den Zelten, in deren Reihen der teuflische Kapitän Massa so unerhört strenge Mannszucht führte; denn Tag für Tag, ohne nach rechts oder links zu sehen, hielten die Soldaten vor den Augen ihrer Feindinnen ihre Übungen ab, stürmten über das braune Feld, erkletterten die leuchtenden Wälle und gehorchten dem Kommando ihres Kapitäns, als wären alle die frischen, jungen Burche Puppen, welche dieser Kapitän Massa am Schnürchen führte. Die Bersaglierinnen spotteten weidlich über solches Gebahren erwachsener Männer, und

selbst Flavia, hörte sie die Stimme des Kommandirenden so stark und gebieterisch über das Feld schallen, machte ihrer Verachtung durch ein höhnisches Aufklappen der Lippen Luft.

Aber sie glaubten, vor Wuth ersticken zu müssen, als die Soldaten vor ihren Augen in der Jagd auf Briganten sich übten, ein Spiel, bei welchem die eine Hälfte der Kompagnie die flüchtigen Banditen, die andere Hälfte die Verfolger darstellte. Die Räuber zogen sich auf die angrenzenden Hügel zurück, wo sie sich verbarricadirten und eine heftige Gegenwehr eröffneten, die ihnen indessen nichts half; denn die Bersagliere kämpften wie Helden, erstürmten das Lager, nahmen sämtliche Banditen gefangen und führten sie im Triumphe davon. Kapitän Massa war selbstverständlich Anführer der Soldaten gewesen.

Der Anblick der vermeintlichen Briganten versetzte die heißblütigen Jungfrauen in solchen Zorn, daß sie

in laute Verwünschungen ausbrachen. Wie um sie zu verhöhnen, ließ Kapitän Massa seine Gefangenen dicht an den Schönen vorüberführen. Diese sprangen auf, streckten pathetisch die Arme gegen die Sieger aus und erschöpften sich in Schmähungen, was ein homerisches Gelächter zur Folge hatte, in das die Banditen dröhnend einstimmten.

Dieses schändliche Benehmen der gefangenen Räuber künftige indessen den Zorn der Mädchen gegen die siegreichen Bersagliere nicht im Mindesten ab. Flavia machte ein Gesicht, wie eine Rachegöttin; denn auch Kapitän Massa lachte mit und sah sie dabei an — mit einem Blicke, der Flavia vor Haß und Grimm erbleichen machte.

Wiederum fand Abends am Brunnen eine Versammlung und Berathung statt, bei der Flavia, wie eine Römerin aus der alten Zeit, glühende Reden hielt und geheime Beschlüsse gefaßt wurden.

Nun war Kapitän Massa mit seinem Siege über die Briganten durchaus nicht zufrieden. Er war der Ansicht, daß die Räuber lange nicht genug Bravour gezeigt hätten, tadelte sie scharf und ordnete für einen der nächsten Tage einen zweiten Übungszug an. Dieses Mal erwiesen sich die Söhne der Felsenberge ihres Ruhmes würdig, aber gegen Kapitän Massa vermochten sie nicht, sich zu behaupten. Schon schien ihre Niederlage sicher zu sein, als sie auf die unerwartetste Weise Bundesgenossen erhielten, und zwar in Gestalt der schönen Bersaglierinnen, die eine jähe Felsenwand erstiegen und so von rückwärts in das Lager der Briganten herabgekommen waren. Ihr plötzliches Erscheinen rief bei Räubern und Soldaten lauten Jubel hervor.

Aber die Schönen faßten die Sache mit heiligem Ernst auf. Ohne Worte zu machen, nahmen sie ihre Stellung ein und begannen unter dem Kommando ihres Kapitäns Massa die Defensiv. Flavia gebot ihrer Schar, den verdorrten Felsen vom Gestein abzureißen und die Stücke auf die anstürmenden Bersagliere hinabzuschleudern, ein Verteidigungsmittel, das sie selbst mit einem Eifer anwendete, als gälte es einen Kampf auf Tod und Leben.

Aus aller Fassung gebracht, unter lauten Ausbrüchen von Heiterkeit, kämpften die Soldaten anfangs so lau, daß sie nahe daran waren, eine schimpfliche Niederlage zu erleiden; denn schon bereiteten die Räuber einen Ausfall vor. Doch Kapitän Massa verstand keinen Spaß. Er befahl Ruhe und Ordnung, stellte sich an die Spitze



Marie Antoinette und ihre Kinder.

Nach einem Gemälde von Westmüller, im Museum zu Stockholm. — Siehe Seite 67.

und suchte das Lager gerade an derjenigen Stelle zu nehmen, wo es von den Mädchen vertheidigt wurde. Dabei wendete er kein Auge von der hohen und schlanken Gestalt der Anführerin, die mit gerötheten Wangen und leuchtenden Blicken Wunder von Tapferkeit verrichtete.

Laut schrie Flavia auf: die Soldaten waren in der Verfassung. Sie sah den Verhafteten. Er suchte sie, er drängte zu ihr hin, gebot ihr, sich zu ergeben; er streckte seinen Arm nach ihr aus und schaute ihr lachend in die Augen.

Flavia wußte nicht, wie ihr geschah. Scham und Zorn überwältigten sie; rasch zog sie den langen, scharfen Pfeil aus ihren Flechten hervor, schloß die Augen und stieß blindlings zu. Als sie sich wieder auf sich selbst besann, fand sie sich mit gelöstem Haar als Beute mitten unter den wiederum siegreichen Soldaten, sah sie den Kapitän an der Wange verwundet, sich das Blut abwischen, das aber immer wieder von Neuem floß. Er ließ es schließlich bluten, als ob es ein Wundenstück wäre, und gebot seinen Truppen, die Gefangenen und die „Weiber“ aus der genommenen Schanze zu führen. Bei dem Trodenplatz der Mädchen angelangt, ließ er Halt machen, stellte sich mit seinem blutüberströmten Gesicht vor die gedemüthigte Schar hin und sagte:

„Für das erste Mal ging es ganz gut; aber spinnen könnt Ihr doch besser!“

Damit entließ der Kapitän seine schönen Gefangenen, die wiederum unter schallendem Gelächter abziehen mußten. Flavia stand unbeweglich, ihre Augen starr auf die blutende Wange des Feindes gerichtet, und mußte von den Mädchen laut angerufen werden.

5.

Die besiegten Jungfrauen hatten den Kampfplatz geräumt und ließen sich mit ihrer Wäsche nicht mehr auf dem Felde sehen. Mit großer Mühe hängten sie das am Morgen Gewaschene Nachmittags an den Klippen auf, die neben den Häusern emporstarrten, und hockten dann mit ihren Spindeln trüblich unter den Hausthüren in den finsternen Gassen. Selbst Abends am Brunnen war es anders als sonst; sie fühlten ihre Niederlage so tief, daß sie sogar die Lust verloren hatten, über die Sieger zu schimpfen. Dagegen geriethen sie regelmäßig unter einander in Streit. Eine wußte der Anderen etwas vorzuwerfen und nachzusagen; sogar die tapferen Volksker, die in den Bergen lebten und wohlgemuth ihr Banditenhandwerk betrieben, erhielten ihr Theil an hitzigen Reden. Am schlimmsten erging es jedoch Flavia; denn keine Andere als sie hatte die Gemüther gegen die Fremden aufgereizt; keiner Anderen als ihr hatten die Mädchen die Niederlage, den Spott und Hohn zu verdanken; sie war an Allem schuld.

Flavia that, als sähe sie die bösen Gesichter, als hörte sie die giftigen Reden nicht; sie ging in ihrer alten, verschlossenen Weise umher, verrichtete im Hause Alles nach gewohnter Art und war die Einzige, die, zum Entsetzen Filomela's und zur Entrüstung der Anderen, ihr Vinnen nach wie vor auf das Feld trug. Wiederum wollte die treue Freundin ihr das Geleit geben, und wiederum wurde sie abgewiesen. Mutterseelenallein lauerte Flavia droben bei ihrer Wäsche, hielt die Spindel in der Hand, spann jedoch nicht, sondern starrte immerfort vor sich hin, sah immerfort ein blutüberströmtes, verhaßtes, schönes Gesicht.

Täglich ging er an ihr vorüber, blickte sie an, redete aber kein Wort zu ihr. Die Wunde an der Wange war bald geheilt; aber eine große, rothe Narbe entstellte ihn, von der Flavia kein Auge abwenden konnte. Hätte er ihr wenigstens gesagt, daß sie ihm verhaßt sei, und daß er die schmachvolle Wunde an ihr rächen wolle! —

Bisweilen ließen sich die Soldaten drumten im Orte sehen. Sie schlenderten zu Zweien und Dreien durch die Gassen, traten wohl gar zum Brunnen, grüßten die Mädchen artig, fragten, weshalb sie nicht mehr auf das Feld hinauf kämen, und ob sie nicht wieder mit ihnen „Verzaglere und Brigant“ spielen wollten?

Zuerst wußten sie nicht recht, was für ein Gesicht sie zu solchen Reden zu machen hätten, antworteten entweder gar nicht, oder überaus feindselig; allmählig jedoch wurden sie von dem artigen Wesen der verhaßten Fremden gewonnen und schließlich erwiderten sie Rederei mit Rederei. Nur gegen jene, welche sich ihnen als „Banditen“, also gewissermaßen als Landsleute zu erkennen gaben, zu deren Hülfe die tapferen Schönen damals herbeigeeilt waren, verhielten sie sich mißtrauisch und scheu. Flavia blieb auch jetzt sich selbst getreu und begegnete Jedem, der in der verhaßten Uniform steckte, mit kühlter Mißachtung.

Kurze Zeit nach diesem Friedensschlusse zwischen den Mädchen und Verzagleri, gerieth Rocca von Neuem in höchste Erregung.

Kapitän Massa ließ sämtliche Frauen von Rocca

auf das Feld laden. Es würde Maccaroni geben, und darauf sollte Saltarello getanzt werden.

Die Einladung überbrachten in aller Form zwei Sergeanten, die sich sofort wieder entfernten: in einer Stunde würden sie zurückkommen und die Antwort holen. Kaum hatten die Sendboten des tapferen Kapitäns den Rücken gewendet, als ein Geschrei sich erhob, als wäre Einer ermordet worden. Die wenigen älteren Männer, die in Rocca zurückgeblieben waren, weigerten sich hartnäckig, ihre Frauen und Töchter zu den Fremden gehen zu lassen und bedrohten auch die Anderen, sie bei den Abwesenden zu verklagen. Aber die wackeren Weiber erklärten einmüthig, die Einladung annehmen und mit den Fremden Maccaroni essen und den Saltarello tanzen zu wollen. Es gab einen förmlichen Aufstand, dessen Ende war, daß die Sergeanten auf das Aeußerste empfangen, mit Wein, Brod und getrockneten Oliven bewirthet wurden und den Bescheid erhielten: die Frauen von Rocca secca ließen vielmals danken, und sie würden am nächsten Abend auf dem Felde erscheinen.

An Flavia sollte eine ganz besondere Einladung ergehen. Sie befand sich auf dem Felde bei ihrem Vinnen, als sie den Kapitän auf sich zukommen sah. Obgleich er sicher wie gewöhnlich achtlos an ihr vorübergehen würde, begann ihr Herz stark zu klopfen, sie athmete schwer und fühlte eine Blutwelle nach ihrem Kopfe dringen.

Aber sah erbleichte sie, denn dicht vor ihr blieb der Verhaftete stehen, blitzte sie mit seinen mächtigen dunklen Augen an und sagte in jenem rauhen, gebieterischen Tone, mit dem er zu seinen Soldaten sprach und bei dem jeder Blutstropfen Flavia's in zornige Wallung gerieth:

„He, Du, wie heißt Du eigentlich?“

Flavia that, als hörte sie nicht, was zur Folge hatte, daß auf der Stirn des Kapitäns sofort die Hornader anschwell.

„Ich fragte Dich, wie Du heißt?“

„Was geht's Euch an!“

Und sie gab ihm seinen Blick eben so feindselig zurück. Kapitän Massa biß sich auf die Lippe und sagte mit unterdrückter Stimme:

„Du hast Recht, es kann mir ganz gleichgültig sein, wie Du heißt, weiß ich doch längst, was Du bist: eben eine wilde Kaze, die man zähmen muß, sonst fragt und beißt sie.“ Darauf in seinen alten Ton verfallend:

„Ist's wahr, daß Dein Liebhaber in den Bergen bei den Briganten ist?“

Obgleich Flavia seit einiger Zeit mit der größten Gleichgültigkeit an den flüchtigen Mörder dachte, erwiderte sie:

„Mein Liebhaber ist freilich bei den Briganten; er hat Einen umgebracht. Gebt Acht, ihm nicht in den Weg zu kommen.“

Kapitän Massa lachte.

„Sobald ich ihn sehe, werde ich vor ihm fortlaufen. — Also Einen umgebracht hat der Bursche?“

„Meinetwegen!“

Wie stolz sie das sagte.

„Natürlich Deinetwegen. Für ein Mädchen wie Du, begehrt ein Mann an seinem besten Freunde einen Todtschlag.“

Flavia erbehte. Er wagte es, sie in's Gesicht hinein zu verhöhnen, — mit ganz ernsthafter Miene. Sie wollte ihm eine haßerfüllte Erwiderung zuschleudern, brachte aber kein Wort über die Lippen. Der Kapitän, mit demselben Tone, derselben Miene, fuhr fort:

„Und wenn Dein Liebster aus den Bergen zurückkommt, wirst Du ihm um den Hals fallen, wirst Du ihn Herzen und küssen?“

Wiederum log sie, mit Anstrengung sprechend:

„Ja.“

„Wirst Du ihn heirathen?“

„Ja.“

„Das wirst Du nicht.“

„Wollt Ihr mir's wehren?“

„Ja. Denn ich werde auch Einen umbringen, — Deinetwegen.“

„Ihr wollt den Bigio in den Bergen erschießen?“

„Das will ich.“

Wieder rief Flavia:

„Nehmt Euch in Acht!“

„Vor dem Bigio?“

„Vor mir.“

„Willst Du mir etwas zu Leide thun, wenn ich Deinen Liebhaber todtschieße?“

„Ich würde Euch wieder tödten.“

Und sie stand vor ihm mit funkelnden Augen, erhobenen Hauptes, Zoll für Zoll eine Volkskerin, eine Näherin.

Der Kapitän, sie betrachtend, murmelte:

„Ich glaube wirklich, Du thätest es.“

„Ich kann es Euch geloben, — bei dem göttlichen Leibe des Herrn! — Jetzt geht und jagt die Briganten.“

Sie wendete sich ab, schritt davon, ohne sich um ihre Leinwand zu kümmern, den Pfad zum Orte hinab. Noch war sie nicht hundert Schritte gegangen, als er ihr nachkam.

„Höre Du!“

Sie ging ruhig weiter, jetzt war er dicht hinter ihr.

„Ich vergaß ganz, warum ich mit Dir sprechen wollte. — Morgen Abend kommen Deine Freundinnen, die tapferen Bundesgenossinnen meiner Banditen, mit ihren Müttern zu Tanz und Maccaroni. Du kommst natürlich auch, denn ich will mit Dir den Saltarello tanzen.“

Nun war die Reihe zu lachen an ihr. Sie höhnte: „Ihr wollt mit mir den Saltarello tanzen? Wollt Ihr wirklich?“

„Du willst wohl morgen Abend nicht kommen?“

„Nein.“

„Auch dann nicht, wenn ich Dich bitte?“

Und er sah ihr ernsthaft tief in die Augen. Vor Flavia's Blicke legte es sich wie ein schwarzer Schleier, sie stieß hervor:

„Ich komme nicht.“

Da fühlte sie sich umfaßt und emporgehoben, ohne daß sie fähig gewesen wäre, eine Bewegung zu thun. Er stützte ihr zu:

„Wenn Du morgen Abend nicht zu uns kommst, so komme ich zu Dir und trage Dich auf meinen Armen hinauf, Du Wilde, Trotzige, Liebste.“

Und er küßte sie auf den Mund.

6.

Als Flavia wieder zu sich kam, stand sie mutterseelenallein in der Abenddämmerung. Mit weit geöffneten Augen starrte sie vor sich hin, regte sich nicht und stieß von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzer aus, der wie ein Stöhnen klang. Im Lager zündeten die Soldaten Feuer an; lustig stiegen die Flammen auf, prasselten und lohten und warien ringsum glühenden Schein, in dem sich die kräftigen jungen Gestalten hin- und herbewegten.

Der Volkskerin war's, als hätten die Soldaten noch niemals so fröhlichen Lärm erhoben, noch niemals so übermüthige Lieder gesungen, so ausgelassen gelacht. Sie hörte die Stimme des Kapitäns, sie sah ihn — Weit vorgebeugt blickte sie hinüber. Was für ein Gesicht er wohl machte? Gewiß ein übermüthiges, stolzes, triumphirendes, das Gesicht eines Siegers! Was er wohl sagte — — Sie hielt den Athem an, um besser hören zu können, stand und lauschte auf die klare, herrische Stimme. Wenn er jetzt lachte. — — Plötzlich wankte sie und fiel hin. Mit einem erstüchten Wehelauf warf sie sich auf den Boden und lag, das Gesicht gegen den Felsen gedrückt, gleich einer Todten da.

Wie im Traume vernahm sie laute Rufe, die angstvollen Stimmen ihrer Mutter und Filomela's, die sie suchten. Sie erhob sich mühsam, raffte ihre Leinwand zusammen und ging den Weiden entgegen, denen sie sagte, daß sie auf dem Felde eingeschlafen wäre.

In der Nacht that Flavia kein Auge zu. Halb entkleidet saß sie auf dem Bettrande, neben sich die qualmende Lampe und dachte, daß der Verhaftete sie gelüßt hatte, daß sie sich hatte küssen lassen und fühlte noch ihre Lippen brennen. Sie wollte aufstehen und vor ihrem Madonnen-Bilde eine geweihte Kerze anzünden; aber seitdem sie sich von dem fremden Manne willenlos hatte umschlingen lassen, waren ihre Glieder wie gelähmt. Mitternacht war vorüber, und sie sah immer noch bei der verlöschenden Leuchte.

Da hörte sie es dicht unter ihrem Fenster rufen, heimlich, leise.

Flavia fuhr auf. Sie that eine Bewegung nach dem Lichte, als wollte sie es löschen; sie wollte sich auf das Bett werfen und die Decke über den Kopf ziehen. Doch sie unterließ beides. Welche Gefahr konnte es für sie haben, wenn der Fremde, — wenn dieser Kapitän Massa unter ihr Fenster geschlichen kam und sie leise rief? Meinte er wirklich, daß sie an das Fenster treten, dasselbe öffnen würde? Konnte er sie für so niedrig halten, für so schlecht und verächtlich? — — Nun, er würde ja sehen.

Also saß sie und ließ den draußen rufen, dringlich und immer dringlicher; immerfort denkend: jetzt wird er ja sehen! Auf einmal erkannte sie die Stimme.

„Bigio!“

Sie schnellte in die Höhe, eilte an's Fenster, stieß es auf, beugte sich hinaus.

„Bist Du's?“

„Ich bin's. Laß mich ein.“

„Wirst Du verfolgt?“

„Nein.“

„Woher kommst Du?“

„Aus den Bergen.“

„Also bist Du wirklich Brigant?“

„Ja. Beim Barbarossa.“

„Meinetwegen?“

„Nun ja.“

„Aber was willst Du hier?“
 „Dich sehen.“
 „Was fällt Dir ein?! Weißt Du nicht, daß auf dem Felde die Verzagleri sind?“
 „Ich weiß es.“
 „Und Du kamst doch?“
 „Um mit Dir zu reden. Mach' auf.“
 Aber Flavia rührte sich nicht. Da rief er:
 „Zeit zwei Tagen habe ich nichts gegessen. Macht Du mir nicht auf, so fall' ich um.“
 „Gleich, gleich. Ich wecke nur die Mutter.“
 Sie that es.

„Mutter, der Vigio steht draußen. Er sagt, er verhungert — um meinetwillen.“
 Sie war bleich, mit fieberhaft glänzenden Wangen und Augen. Die Mutter begann zu jammern. Flavia öffnete das Haus. Der junge Mensch war gänzlich entkräftet; er schwankte, fiel auf einen Stuhl. Während die Alte lamentirte und alle Heiligen anrief, brachte Flavia Wein, Brod und was sonst im Hause war. Bei jedem Schritt, den sie that, mußte sie denken: Meinetwegen Mörder, Brigant — — meinetwegen dem Verhungern nahe! — — Und von dem Anderen hast du dich küssen lassen! —

Vigio trank und aß mit Oier; er sah erbärmlich aus: die Kleidung zerrissen, die Gestalt abgemagert, das hübsche Gesicht entstellt. Flavia stand neben ihm, schenkte ihm ein, reichte ihm das Brod und hatte bei Allem, was sie that, immer denselben Gedanken: Meinetwegen, meinetwegen! —

Endlich war Vigio gesättigt; schnell erholte er sich. „Und nun: warum bist Du gekommen und was willst Du von mir?“

„Dich fragen, wie es zwischen uns Beiden steht.“
 „Wie soll es zwischen uns stehen?“
 „Das will ich eben von Dir erfahren. Wenn Du mir heute nicht sagst, daß Du mich liebst, daß Du einmal meine Frau werden willst — —“

„So tödtest Du mich?“
 „So gehe ich nach dem Felde hinauf und liefere mich den Soldaten aus.“

„Dem Kapitän Massa?“
 „Ich glaube, so heißt er.“

„Warum willst Du Dich ausliefern?“
 „Weil ich's nicht länger ertrage, ohne zu wissen, ob Du mich liebst?“

„Wenn Du hinaufgehst, bringen sie Dich nach Rom in's Gefängniß.“

„Mir ist's gleich.“
 „Du kommst auf die Galeeren.“

„Ganz gleich ist es mir. — — Willst Du mein Weib werden?“

„Du bist toll!“
 „Ja oder Nein?“

„Wenn Du mir so kommst — —“
 „Ja oder Nein?“

„Wie kann ich Dein Weib werden, da Du doch noch in den Bergen bleiben mußt?“

„Nur noch ein Jahr. In einem Jahre denkt die Regierung nicht mehr an mich. Ein Jahr halte ich schon noch aus, — zwei Jahre, wenn ich weiß, daß Du mich darnach zum Manne nimmst, — Deinetwegen noch zwei Jahre!“

„Meinetwegen? — Und Du willst sonst wirklich zum Kapitän Massa hinaufgehen?“

„Ich schwöre es Dir.“

Jetzt mischte sich die Mutter in die Sache; leidenschaftlich bebauerte sie den Vigio, rühmte seinen Muth, seine Treue, und überhäufte Flavia wegen ihres kaltherzigen Sinnes mit Vorwürfen und Anklagen. Aber diese erklärte sich plötzlich bereit, den Vigio, der sich sonst den Soldaten ausliefern wollte, zum Manne zu nehmen.

Schon nach einer Stunde brach der Bräutigam wieder auf, denn noch vor Tagesanbruch mußte er mitten in den Bergen sein, bei der Bande des Barbarossa. Die Frauen packten für ihn ein, was sie an Vorräthen besaßen; dazu schenkte ihm die Mutter ein kleines, buntes Heiligenbild, zum Schutze gegen die verdammten Verzagleri, und Flavia gab ihm, für den Ring, den er ihr anstecte, einen schmalen, silbernen Neiz, den sie am Finger trug. Doch als ihr Bräutigam sie beim Abschiede in Gegenwart der Mutter umarmen wollte, entzog sie sich ihm mit einer fast wilden Bewegung.

Der anbrechende Tag fand sie in ihrer Kammer schon auf. Sie stand am offenen Fenster, löste sich das Haar, kämmte es und spähte dabei durch den Mauerwall in die graue, unendliche Ferne. . . . Jetzt bin ich eine Braut; jetzt kann der Andere mir nichts mehr anhaben; jetzt kann ich mich nicht mehr von dem Anderen küssen lassen.

Sie sah auf den Finger, von dem der Ring verschwunden war, auf den Finger, an dem jetzt der fremde Ring steckte.

„Am Sonnabend geh' ich zur Beichte und sag' es

dem Priester, daß mich der Fremde geküßt hat. Er wird mir strenge Pönitenz auferlegen; aber das thut nichts. Denn wenn ich es dem Priester nicht bekenne, müßte ich es dem Vigio sagen, und lieber stirbe ich.“

Sie versiel in tiefes Sinnen.
 . . . Er ist ein Brigant und der Andere sein Todfeind.

Wenn ich dem Vigio sagte: Dein Todfeind hat mich geküßt, als ich schon Deine Braut war, so müßte er, wenn er ein rechter Mann und ein rechter Brigant ist, mich umbringen, so brauchte ich nicht seine Frau zu werden. . . .

Sie war mit dem Auskämmen fertig; mühsam bündigte sie die schweren Strähne, flocht sie ein, schlang sie im Raden zu einem Knoten zusammen, nahm den Pfeil.

. . . Damit habe ich ihn gestochen, als es nur ein Spiel war. Tag und Nacht habe ich sein blutendes Gesicht vor mir gesehen. Gewiß: wäre sein Blut nicht geflossen, seine Lippen hätten mich nicht berühren dürfen. Das hat er auch gewußt. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rognerud verboten.

Marie Antoinette.

Eine Säcular-Erinnerung von Bernhard Rogge.

Siehe das Portrait, Seite 65.

Als eine Säcular-Erinnerung dürfen wir das nachfolgende Lebensbild der unglücklichen Königin Marie Antoinette bezeichnen. Wenn auch die Hinrichtung dieser letzten Königin des alten Frankreich erst im Jahre 1793 erfolgt ist, so begann doch das Märtyrertum der edlen Frau, die in hervorragender Weise zu den tragischen Gestalten der neueren Geschichte gehört, mit den Tagen, zu deren hundert-jähriger Gedenkfeier sich Frankreich in diesem Jahre aufschickt. In dem Strome der gewaltigen Ereignisse, durch welche die absolute Monarchie Ludwigs XIV. in Trümmer geworfen wurde, hat auch Marie Antoinette ihren Untergang gefunden. Und wenn die Franzosen selbst das Jahr 1789, und in ihm jenen Pariser Bastillen-Sturm am 14. Juli, als den Beginn ihrer Revolution bezeichnen und feiern, so werden auch wir das Recht haben, das Gedächtniß jener Königin zu den hundert-jährigen Erinnerungen zu rechnen, die in diesem Jahre sich erneuern. Als eine tragische Gestalt in der neueren Geschichte sie zu bezeichnen, sind wir um so mehr berechtigt, je ferner es uns liegt, uns auf die Seite ihrer unbedingten Lobredner stellen zu wollen, und je mehr wir uns ebenso von der fast abgöttischen Verehrung auf der einen, wie von der erbitterten Schmähung und Verkennung auf der anderen Seite frei wissen, durch die ihr Bild entstellt worden ist. Auch Marie Antoinette ist, wie jede andere tragische Erscheinung in der Geschichte, nicht frei gewesen von eigener Verschuldung an ihrem tragischen Geschick, aber dem Rebel gleich, der vor der steigenden Sonne verschwindet, weichen die Schatten, die auch ihrem Bilde nicht fehlen, in den Tagen des Unglücks. Und sie hat durch Ausbarren bis in den Tod nicht bloß die Fehler der eigenen Jugend tausendfach gesühnt, sondern auch für dasjenige gebüßt, was lange Zeit vor ihr durch Andere und ungleich schwerer gesündigt worden war. Darin liegt die Tragik ihres Geschicks.

Marie Antoinette Josephe Jeanne von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, geboren am 2. November 1755, war die Tochter Maria Theresia's und des Herzogs von Lothringen und Großherzogs von Toscana, des späteren Kaisers Franz I. von Deutschland. Im Kreise von zehn Geschwistern, von denen sie selbst, außer einem nach ihr geborenen Bruder, die jüngste war, verlebte sie eine glückliche, heitere Jugend. Ihre beiden ältesten Brüder, Joseph und Leopold, von denen ihr der Erstere ganz besonders nahe stand, haben später unter dem Namen Joseph II. und Leopold II. als Herrscher von Oesterreich und Ungarn zugleich den deutschen Kaiserthron bestiegen. Von ihren fünf Schwestern war die älteste nachmals Kätistin von Prag, die zweite wurde die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teschen, eine dritte die Gemahlin des Herzogs von Parma, eine vierte die Gemahlin des Königs von Neapel, eine fünfte, Erzherzogin Elisabeth, ist als Kätistin zu Klagenfurt unvermählt geblieben. Ihr selbst schien schon in ihrer Kindheit das glücklichste Los zu blühen. Die politischen Verhältnisse hatten zu einer Annäherung Frankreichs an Oesterreich geführt, und die Verbindung beider Reiche sollte durch eine Vermählung der Erzherzogin Marie Antoinette mit dem zukünftigen französischen Thronerben, dem Dauphin Ludwig von Frankreich, besiegelt werden. Der Letztere, am 23. August 1754 geboren, war nur ein Jahr älter als die ihm zur Gemahlin ausersehene Erzherzogin. Seit dem Tode seines Vaters, der am 20. December 1765, erst 36 Jahre alt, gestorben war, beruhte auf ihm die Hoffnung Frankreichs. In Rücksicht auf die künftige Bestimmung Marie Antoinette's für den französischen Königsthron, erhielt die junge Erzherzogin schon früh eine französische Erziehung, und sie hatte kaum das 14. Jahr überschritten, als die Verhandlungen wegen der beabsichtigten Vermählung zwischen dem französischen und österreichischen Hofe zum Abschlusse gebracht wurden. Nach einer Reihe glänzender Feste, die zur Feier dieses Ereignisses in Wien stattfanden, trat die fürstliche Braut am 26. April 1770 die Reise in ihre künftige Heimat an. Schon während derselben überfiel sie eine namenlose Angst in dem Gedanken an die ungewisse Zukunft, der sie entgegenging, und es bedurfte der ernstesten Vorstellungen ihrer Oberhofmeisterin, um sie zur Fortsetzung der Reise zu bewegen. In einem an der Grenze, auf einer Insel des Rheines, nahe bei Straßburg errichteten Pavillon wurde sie den dort zu ihrem Empfange bereit stehenden französischen Abgesandten und ihrem neuen Hofstaate übergeben. Der Etiquette gemäß wurde sie in dem nach Deutschland zu gelegenen Theile des Pavillons entkleidet und selbst des Hemdes und der Strümpfe entäußert, damit ihr nichts mehr von einem Lande gehöre, welches nicht mehr das ihre war. Nach der erfolgten Uebergabe an die Vertreter des französischen Hofes hielt sie in dem zu jener Zeit noch französischen Straßburg ihren feierlichen Einzug. Unser großer

Goethe, damals als 21-jähriger Jüngling zu Straßburg verweilend, sah es als eine traurige Vorbedeutung an, daß auf den zum Empfange der jungen Braut ausgepannten Teppichen die Hochzeit Jason's mit Medea abgebildet war. Ihr bisheriges Gefolge durfte sie noch bis Jäbern begleiten, wo sie unter vielen Thränen von den Freundinnen ihrer Jugend den rührendsten Abschied nahm. Die Reise ging über Nancy, Bar-le-duc, Commercy, Reims, Soissons, und gleich überall einem Triumphzuge. An allen Orten erwartete sie der feierlichste Empfang, und wo sie sich zeigte, wurde der Liebreiz ihrer anmuthsvollen Erscheinung gepriesen und bewundert. Kurz vor Compiègne erwartete sie in einem Walde König Ludwig XV. mit seinem Enkel, dem Dauphin, mit seinen Töchtern und mit dem ganzen Hofe. Sie stieg aus dem Wagen und eilte dem Könige entgegen, vor dem sie sich auf die Kniee niederließ. Ludwig XV. hob sie auf, küßte sie mit väterlicher und königlicher Güte und stellte sie dann dem Dauphin vor, der sie umarmte. In La Muette, wo Marie Antoinette das letzte Nachtlager vor der Ankunft in Versailles hielt, stellte König Ludwig der Prinzessin seine berühmte Maitresse, die Madame Dubarry vor, die es bei dem schwachen Könige durchgesetzt hatte, der Abendtafel beizuwohnen zu dürfen. Die zukünftige Dauphine war tactvoll genug, auf die vom Könige an sie gerichtete Frage, wie ihr die Gräfin gefiele, zu antworten: „Reizend“. Der König überreichte ihr einen prachtvollen Diamant-Schmuck, den sie bei der Tags darauf stattfindenden Vermählungsfeier tragen sollte. „Was kümmern mich die Schmuckstücken,“ schreibt sie mit Bezug darauf an ihre Schwester Marie Christine, die Herzogin von Sachsen-Teschen: „mir bewegen zu banale Gefühle das Herz, ich habe zu viele Erinnerungen, welche sich gegenseitig bekämpfen, meine neuen Pflichten geben mir zu viel zu denken, als daß ich für etwas Anderes Sinn haben könnte.“ Endlich am 16. Mai erfolgte die Ankunft in Versailles, und noch an demselben Tage fand nach vorangegangener Reise in der Schloßkirche zu Versailles die Trauung statt, die von dem Erzbischofe von Reims vollzogen wurde. Noch in der Braut-Toilette schreibt Marie Antoinette an ihre Mutter, die Kaiserin Maria Theresia: „Meine sehr theure Frau Mutter! Ich bin der großen Gesellschaft in meiner Braut-Toilette entflohen, um mich des förmlichen Verpöschens zu entledigen, welches ich meiner theuren Mama gegeben hatte, ihr sogleich nach der Trauungsmesse zu schreiben. Ich bin Dauphine von Frankreich; schon habe ich auf den Knieen vor dem, der Alles lenkt, viel an die guten Rathschläge und an die guten Beispiele meiner lieben Mama gedacht. Ich umarme Sie ehrfurchtsvoll, indem ich Sie bitte, mir Ihre Liebe ferner zu bewahren. Marie Antoinette.“

In den nächstfolgenden Tagen drängte eine betäubende Festlichkeit die andere. Aber war es schon eine peinliche Störung des Vermählungstages gewesen, daß in dem Augenblicke der feierlichen Handlung ein schreckliches Ungewitter losbrach, bei dem das Schloß in seinen Grundfesten erbebte, und durch welches die für eine glänzende Illumination der Terrassen und des Parkes von Versailles getroffenen Vorbereitungen vernichtet wurden, so endeten diese Festlichkeiten mit einer Katastrophe, welche die finsternen Ahnungen hervorrief. Auf dem Plage Ludwig XIV., der jetzigen Place de la Concorde zu Paris, sollte am 30. Mai ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt werden, das die Stadt Paris zur Feier der Vermählung gab. Ungeachtet getroffener Vorkehrungen gegen das bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Gedränge und ein Feuer, welches in den für die Zuschauer errichteten Gerüsten ausbrach, hatten eine solche Verwirrung zur Folge, daß hundert- und dreißig Tode auf dem Plage liegen blieben und wohl tauend an den Folgen der erlittenen Quetschungen starben. Auf demselben Plage ist zweiundzwanzig Jahre später das Haupt des Dauphins und der Dauphine, deren Hochzeit durch das Feuerwerk verherrlicht werden sollte, auf dem Blutgerüste gefallen.

Die Stellung der jugendlichen und unerfahrenen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Dauphine am französischen Hofe war keine leichte. Zwar schien König Ludwig XV. Anfangs von der unbefangenen und ungezwungenen Anmuth der jungen Gemahlin seines Enkels entzückt, ihre Kindlichkeit verjüngte seine eigene Seele. An Alle richtete er die Frage: „Wie finden Sie die Dauphine?“ Und wiederholt giebt Marie Antoinette in ihren Briefen an ihre Mutter und ihre Schwestern ihrer Freude darüber Ausdruck, daß es ihr gelungen, sich die Gunst des Königs zu erwerben, und durch tausend liebenswürdigkeiten suchte sie sich für dieselbe dankbar zu erweisen. Aber gerade dadurch erregte sie die Eifersucht der Madame Dubarry. Diese begann den Einfluß Marie Antoinette's, die den König wieder mit sich selbst veröhnte, zu fürchten, und bot alle Kabalen des Hofes gegen den „kleinen Rothkopf“ auf. Sie trug dem Könige allerlei Aeußerungen zu, die Marie Antoinette über ihn und Madame Dubarry selbst gethan haben sollte, und brachte es bald dahin, seine Anfangs günstige Stimmung in das Gegentheil zu verwandeln. Die schlimmsten Begünstiger der Dauphine waren die Tanten ihres Gemahls, Töchter Ludwigs XV., die Mesdames, wie sie genannt wurden, Adelaide, Louise, Victoire und Sophie, alle vier alte Jungfern, mit einem Ueberreste klösterlicher Erziehung, mit der Strenge des Alters und der Geizigkeit des ehelosen Standes. Die Brüder des Dauphins, der Graf von Provence, später König Ludwig XVIII., und der Graf von Artois, später König Karl X., kamen ihrer Schwägerin Anfangs freundlich entgegen, und als Beide sich ebenfalls vermählt hatten, schloß Marie Antoinette mit ihren Schwägerinnen innige Freundschaft; die drei Ehen wurden bald eine Familie, die drei Frauen drei Freundinnen, welche Alles gemeinschaftlich trieben, Arm in Arm die Promenaden durchstrichen, lachten, wipelten, scherzten, und sobald nicht große Tafel bei Hofe stattfand, wurde in den drei Familien reihweise gespeist. In den späteren Jahren indeß, als Marie Antoinette ihrem Gemahl zwei Söhne geschenkt hatte, wurde der Graf von Provence, der sich schon als Thronfolger des kinderlosen Bruders betrachtet hatte, ein erbitterter Feind Marie Antoinette's. Es wird schwer nachzuweisen sein, wie weit der Graf von Provence bei den Anfängen der Revolution seine Hand im Spiele hatte, aber gewiß ist, daß er mächtig geholfen, das Ansehen und den Ruf der Königin zu vernichten. An ihrem Gemahle aber fand Marie Antoinette, zumal in den ersten Jahren ihrer Ehe, nicht den geringsten Halt. Mehr noch insolge einer völlig verkehrten Erziehung, welche im Sinne einer asketischen Frömmigkeit die passiven Tugenden der Entsagung vor allen anderen gepflegt und unter deren Einfluß jede selbständige Charakter-Bildung unterdrückt worden war, als insolge natürlicher Anlage, hatte der Dauphin ein scheues und verschlossenes Wesen, das ihm dem weiblichen Geschlechte gegenüber abstoßend machte. Und Marie Antoinette wiederum verstand es nicht, den einsinnigen Liebhabereien

ihres Gemahles, dem die Jagd unentbehrlich war, der sich am liebsten mit der mechanischen Arbeit des Schlosserhandwerkes, das er erlernt hatte, beschäftigte, irgend welchen Geschmack abzugewinnen. Dazu kam, daß die Dauphine, jung, reizend, lebenslustig, wie sie war, aufgewachsen in der ungewohnten Natürlichkeit, die an dem Wiener Hofe heimisch war, sich in das steife Ceremoniell des französischen Hofes nicht zu finden vermochte. Ihr Leben sprach aller Etiquette Hohn, ihre Ausgelassenheit, ihr frohliches, neckisches Lachen erfüllte ganz Versailles mit Leben und Bewegung und gereichte der steifen, königlichen Heiterkeit, die nur zu lächeln beliebte, zum größten Anstoße. Von Langeweile verfolgt, von lästigen Aufpassern und Ehrenwächterinnen umgeben und auf Schritt und Tritt beobachtet, suchte sie in der Freundschaft Erlas für die Liebe, die ihr verjagt blieb. Und gerade diese Freundschaften wieder, denen sie sich warmherzig hingab, trugen ihrerseits dazu bei, sie der königlichen Familie und dem Hofe zu entfremden und gaben neuen Anlaß zu allerhand Verdächtigungen. Ueber allem sah man in ihr das Werkzeug der österreichischen Politik, der eine starke, mächtige Partei des Hofes mit allen Mitteln entgegenarbeitete, und als der Hauptträger dieser Politik, Choiseul, gestürzt und vom Hofe verbannt war, war die „Österreicherin“, wie man Marie Antoinette nannte, allen Befehdungen und Demüthigungen, die von den Tanten ihres Gemahles in's Werk gesetzt wurden, schuplos preisgegeben. So war ihre Popularität schon untergraben, als am 10. Mai 1774 ihr Gemahl durch den Tod Ludwigs XV. auf den Thron Frankreichs berufen wurde. Ihre Hoffnung, daß sie mit diesem Augenblicke einen größeren Einfluß auf ihren Gemahl gewinnen würde, sollte sich leider für's Erste noch nicht erfüllen. Es gelang der räufesüchtigen Madame Adelaide, der ältesten der vorhin erwähnten Tanten des nunmehrigen Königs Ludwigs XVI., die vollständige Herrschaft über denselben zu gewinnen. Sie wußte es durchzusetzen, daß statt Choiseul's, dessen Berufung zum leitenden Minister die Königin gewünscht hatte, Maurepas gewählt wurde, und daß in das neue Ministerium fast ausschließlich Männer traten, die sich dazu hergaben, sich als Feinde der Königin zwischen sie und den König zu stellen. Madame Adelaide wurde die Seele der neuen Regierung und zugleich die Urheberin immer neuer Verdächtigungen, die gegen die Königin in Umlauf gesetzt wurden, und die vom Hofe aus auch in die weiteren Kreise des Volkes drangen. War doch schon wenige Tage nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. ein Spottlied über die Königin auf den Straßen von Paris verbreitet, das mit den Worten begann:

„Petite reine de vingt ans,
Qui traitez si mal les gens,
Vous repasserez la barrière.“

Ja, durch die ungestrast verbreiteten Verleumdungen ermutigt, wagte Madame Adelaide, im Vereine mit ihren frommen Schwestern, die Königin mit einer Art Feierlichkeit beim Könige anzulagen, und der König schenkte den boshaften Einschüflerungen seiner Tanten und der mit ihnen verbündeten anti-österreichischen Partei des Hofes nur allzu williges Gehör. Hier statt vieler nur ein Beispiel der gehässigen Verleumdungen, mit welchen der Ruf der Königin planmäßig untergraben wurde. Als die Königin eines Morgens aus kindlichem Vergnügen und mit Vorwissen des Königs in die hoch gelegenen Gärten von Marly ging, um den Aufgang der Sonne zu genießen, fiedten sich die Hoffente heimlich ein frivolcs Pamphlet zu, welches unter der Ueberschrift: „Le lover de l'aurore“, den Morgen-Spaziergang der Königin im zweideutigsten Lichte erscheinen ließ. Von jedem Einflusse auf den König durch die fortgesetzten Intriguen des Hofes ausgeschlossen, blieb Marie Antoinette nichts übrig, als in Klein-Trianon, das ihr der König bald nach seinem Regierungsantritte geschenkt hatte, ausschließlich dem Genuße der ländlichen Natur, von der sie dort umgeben war, und dem Kulte der Freundschaft, den sie hier, unbeengt von jedem Zwange der Etiquette, treiben konnte, hinzugeben. Namentlich wurde Frau von Lamballe die Vertraute ihres Herzens. Es gelang ihren beharrlichen Bitten, die Ernennung derselben zur Ober-Intendantin des Hauses der Königin durchzusetzen. Aber diese Erfüllung ihres Wunsches trug ihr neue Feindseligkeiten und Verdrießlichkeiten von Seiten aller Derer ein, die sich dadurch für beeinträchtigt und zurückgesetzt hielten. Man verargte ihr ihre harmlosen Zerstreuungen, ihren Buß, ihre ländlichen Spaziergänge, man rügte das Uebermaß glanzvoller Feste in Trianon und spottete der vergnügungssüchtigen „Österreicherin“, die trotz allerhand Veranlassungen von Liebhaber-Schauspielen und Maskeraden noch incoognito die Opernbälle besuchte.

Endlich gelang es doch ihrer vollkommen aufgeblühten, wahrhaft königlichen Schönheit und ihrer beständigen Liebenswürdigkeit, den König an sich zu fesseln und mit Mutterhoffnungen versehen, sah sie im Jahre 1778 ihrer ersten Entbindung entgegen. Alle Kathedralen und Kirchen Frankreichs ertönten von vierzigstündigen Gebeten; durch das ganze Reich ließen die Erzbischöfe, die Aebte und adligen Stifte, die Universitäten, die Militär-Schulen des jungen Adels, selbst Privatleute feierliche Messen lesen und beichten die Hospitäler und die Armen für eine glückliche Entbindung der Königin. Am 19. December 1778 nahte ihre Stunde. Unfähig hatte die Königin unter der am französischen Hofe eingeführten Sitte zu leiden, nach welcher die Entbindung einer Königin als öffentliches Schauspiel behandelt wurde, zu dem Jedermann Zutritt hatte. Die Hoffnung der Königin, dem Vande einen Thronerben zu schenken, erfüllte sich dies Mal noch nicht. Es war eine Prinzessin, von der sie genes war. Aber die Freude der Mutter war deswegen eine nicht minder aufrichtige. „Die arme Kleine!“ so schreibt sie an die Kaiserin Maria Theresia, „wird mir nichts desto weniger theuer sein. Ein Sohn hätte mir nicht gehört, sie wird immer bei mir sein. Sie wird mir leben helfen, sie wird mich trösten in

meinen Leiden, und wir werden Beide glücklich sein.“ Gleichzeitig spricht sie die Hoffnung aus, daß die grausame Sitte, das Zimmer der Königin in einem solchen Augenblicke mit der Menge des Volkes zu füllen, abgeschafft werden würde. Schon zwei Stunden nach der Geburt wurde die neugeborene Prinzessin in der Schlosskapelle zu Versailles durch den Cardinal Rohan, Groß-Mosenier von Frankreich getauft; sie erhielt die Namen Maria Theresie Charlotte und den Titel: Madame, Tochter des Königs. Wer hätte es damals ahnen können, daß es dem ersehnten Kinde vorbehalten war, ihre königlichen Eltern auf dem Blutgerüste sterben zu sehen. Nach deren Tode wurde sie mit ihrem Vetter, dem Herzoge von Angoulême, vermählt, und sie hat den Untergang ihres Hauses noch bis zum 19. October 1851 überlebt. Drei Jahre nach der Geburt dieser Tochter, am 22. October 1781 wurde zur Freude der ganzen Nation endlich auch ein Dauphin geboren. Ganz Paris schwamm in freudiger Begeisterung bei dieser Kunde, und eine Zeitlang schien es, als sollte der erbitterte Haß gegen die „Österreicherin“ einer besseren Stimmung weichen. Das Leben des so heiß ersehnten Dauphin sollte nur

ferne begleitet sie stets seinen Lauf. Als Rudolf von Habsburg gegen ihn auftritt, da er seinen Eid gebrochen, eilt sie in's Lager des Kaisers, für den um Gnade zu bitten, der sie verstoßen. Noch ein zweites Mal will sie vermitteln, doch der Tod überrascht sie auf den Wege zu ihrem frommen Werke. Aus Mitleid hat sie den Gatten geheiratet, das Mitleid mit dem Unglücklichen bringt ihr den Tod.

Ganz eigenartige Naturen sind die beiden Esther, denen wir in Grillparzer's Dichtungen begegnen. Die erste ist die berühmte biblische. Der König hat seine Gemahlin verstoßen, sein Minister läßt die schönsten Mädchen des ganzen Landes herbeiführen, daß der König sich unter ihnen den Erjas wähle. Die Erscheinung Esthers fesselt ihn, er knüpft ein Gespräch mit ihr an. Esther ist die Klugheit, die Zurückhaltung, die Feinheit selbst. Sie rath dem Könige, zu seiner Gemahlin zurückzukehren, sie will selbst die Botschaft überbringen, so fern ist sie von allem Ehrgeiz, aller Eitelkeit. Sie ist die Verkörperung des Bibelwortes: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsh wie die Tauben. In dieser Unterredung thut sie tiefe Wunde in das Gemüth des Königs. So hoch steht dieser Mann, er ist so gefeiert, und doch so düster, so wenig von wirklicher Liebe beionnt! Auch in ihr regt sich das Mitleid mit dem großen, armen, einsamen Könige, und zwei erhabene Seelen finden einander.

Eben so klug, so stark und so offen ist die andere Esther in der „Jüdin von Toledo“, so klar und vernünftig über das Leben denkend, ernst und feuch, stets nach Betteifung strebend, recht in Allem der Gegensatz zu ihrer phantastischen Schwester Rahel.

Diese Rahel! Selten hat ein Dichter eine wunderbarere, einheitlichere Frauengestalt geschaffen. Goethe's Philine, ihre Temperaments-Verwandte, ist vielleicht die Einzige, welche sie übertrifft. Alle Vorzüge und Fehler ihres Stammes vereinigen sich in ihr. Graziös, schelmisch, gewandt, schlau, heiter, die süßeste Plauderin, weiß sie den König, der bis dahin nur wenig mit Frauen verkehrt hat, völlig in ihre Reize zu ziehen. Das verzogene Kind eines reichen Mannes, ist sie von Jugend an eitel, gefallsüchtig, herrlich, launenhaft. Sie ist die geborene Schauspielerin; sich zu maskiren, mit Krone und Scepter aus Flittern umherzuzustöizern, mit Helm und Schild sich wie eine Amazone zu schmücken, ist ihr höchstes Vergnügen. Durch solche

Mittel bezaubert sie den König, der an der Seite einer stolzen, spröden Gemahlin zu leben gewohnt war, der nie das Weib als Weib gefaßt. Sie hat sich ihm fast aufgedrängt, in den Weg geworfen, aber mit so viel Geschick, daß er ihr Sklave werden mußte.

Wieder ganz entgegengelegter Natur ist eine andere Reihe von Frauengestalten unseres Dichters: stolze, mächtige Erscheinungen und Charaktere, herrschsüchtig, ehrgeizig, bisweilen kalt, mit berechnendem Verstande, mit zum Theile großer, offener Seele, zum Theile aber auch herzlos, mitleidlos. Die sympathische von ihnen ist Libussa, die eine der drei Töchter des Fürsten Krotus, die Erbin des Czedenlandes. Sie ist die freie Tochter der Natur, des Waldes, die geborene Herrscherin. Einst auf der Jagd hat sie sich verirrt, und ein Landmann, Przemislav, rettet sie. Sein Ernst, sein scharfer Verstand gefaßt ihn. Ein Zufall setzt ihn in den Stand, ihre Hand verlangen zu können; er besitzt ein Kleinod, an dessen Wiederbeschaffung sie ihr „Ja“ knüpft, — aber stolz verachmählt er, vom Zufall anzunehmen, was er nur seinem Verdienst verdanken will. Zwei stolze, selbstbewußte Naturen stehen sich gegenüber. Sie sucht ihn einzuschüchtern, wirft ihm in den Kerker, doch er bleibt auch da fest. Vor der Charakterstärke des Mannes muß die des Weibes weichen. Aber ihr Element ist die Freiheit, und als sie gar aus dem unbegrenzten Walde scheidet und sich in die engen Mauern einer Stadt pferchen soll, duldet es sie nicht länger auf der Erde.

Wie ähnlich an Stolz und Selbstbewußtsein, und doch so grundverschieden erscheint Kunigunde, die Ungarin, die Enkelin König Velas! Sie wählt den wilden, tyrannischen Ottokar allein, weil er ihr alle Kronen der Welt verspricht, sie treibt ihn in die Empörung gegen Rudolf von Habsburg, in den Krieg. Aber als alle Basallen von ihm abfallen, und er sich vor dem Sieger demüthigen muß, wendet sie ihm trotzig den Rücken. Noch einmal stachelt sie ihn mit höhnischen, beißenden Worten aus zum Abfall und Eidbruch, aber ihr Herz gehört längst nicht mehr ihm, sie hat sich nicht gekümmert, den Gemahl mit einem seiner Unterthanen zu betrügen, dem Cavalier von Rosenbergs.

Kalt und eilig tritt uns Eleonore entgegen, die Tochter Heinrichs II. von England. Sie ist die beleidigte Gattin. Ihr Mann, der König Alfons, hintergeht sie, er schmachtet in den Fesseln der schönen Esther. Und so tritt sie vor die Stände des Reiches und spricht kalt und klar: „Entweder bin ich schuldig und habe die Pflichten gegen meinen Gemahl verlegt, dann gebt mir die Strafe, die darauf steht: den Tod, — oder Jene ist eine Dirne, die den König ungarnt hält, das Land schädigt, indem der König es in ihren Armen vernachlässigt, und mir meinen Gemahl raubt: dann tödtet die Jüdin“. Das ist nicht logisch, aber echt weiblich: denn die Frau haßt immer die Nebenbuhlerin stärker als den Ungetreuen. Jene will sie befeifigen, Diesen sich wieder gewinnen. Und Eleonore fest ihren Willen energisch durch, — Rahel fällt von der Hand der Großen des Reiches.

Uns bleiben nun noch die zwei gewaltigsten Frauengestalten, welche Grillparzer geschaffen, Frauen, zitternd in jeder Faser vor Leidenschaft, das Verhängniß der Männer, welche sie an sich fetten.

In furchtbarer Riesengröße erhebt sich vor uns die Erscheinung Medeas, der Koldherin. Herb und trotzig tritt sie uns zuerst entgegen, mit wilden, männlichen, kriegerischen Spielen beschäftigt, feind den zarten Regungen des Herzens. Wortkarg, abweisend erscheint sie dem Pötragns, der zum ersten Male griechische Schönheit an diese unwirblichen Gestade trägt.



Clara Sieglar als „Medea“.

Agnes Sorma als „Jüdin von Toledo“.

von kurzer Dauer sein. Am 4. Juni 1789, als schon die Wetterwolken der Revolution sich unheilbedrohend über Frankreich zusammengezogen hatten, wurde er seinen Eltern durch den Tod entziffen. Ein zweiter Sohn, der am 27. März 1785 geborene Prinz Ludwig Karl von Frankreich und Bourbon, der bei seiner Taufe den Titel eines Herzogs von der Normandie erhielt, wurde dadurch Dauphin. Es ist der unglückliche, von den Wellen der Revolution verschlungene Königssohn, den die französischen Royalisten Ludwig XVII. nennen. Mit der Geburt ihrer Kinder war auch die Stellung Marie Antoinette's zu ihrem Gemahle eine andere geworden. Von nun an war sie es, die den schwachen Geist des Königs beherrschte, namentlich, nachdem im Jahre 1781 Maurepas gestorben war. Die Königin aber stand vollständig in dem Banne einer neuen Freundschaft, die sie mit der Gräfin Polignac geschlossen hatte, und durch welche sie mit einem Kreise von Verwandten und Hausfreunden der Polignac'schen Familie in nähere Beziehungen trat, die dazu angethan waren, sie vollständig um den letzten Rest des Vertrauens im Volke zu bringen und sie in der öffentlichen Meinung immer mehr verhasst zu machen.

(Schluß folgt.)

Grillparzer's Frauengestalten.

Literarische Plauderei von Conrad Alberti.

Mit Abbildungen.

(Schluß.)

A ist Edrita, die Tochter Rattwald's („Weh dem, der lügt“) glücklich daran. Des Vaters Streng hat sie mit dem wüthhaften Idioten Galomir verlobt, den sie verabscheut. Nun kommt Alalus in das Haus ihres Vaters, der vornehme Franke, gefangen, als Sklave. Und ihm folgt Leon, der dem Erzbischof, Alalus Ohn, versprochen, den Gefangenen heim zu führen, doch nur mit Hülfe der Wahrheit, ohne je eine Lüge auszusprechen. Als Küchenjunge fährt er sich ein. Sein munterer, lecher Witz gewinnt ihm sofort das Herz Edrita's, die, eine Heidin, doch auch die Wahrheit des Christenthumes schon ahnt. Auch hier ist das Mitleid mit den armen Gefangenen ein starkes seelisches Motiv. Sie verhilft den Weiden zur Flucht; ein derbes, frisches Naturkind, freut sie sich, wie bei der Verfolgung der plumpe Galomir in den Gräben vuzelt. Sie folgt den Weiden und wird deren guter Engel auf der Flucht. Sie verwischt ihre Spuren, raubt durch eine List Galomir das Schwert. Da Leons Rauheit sie zurückstößt, giebt sie scheinbar vor, Alalus zu lieben, bis sie endlich am ersehnten Ziele angelangt, ihr Herz offenbart und als neue Christin dem Geliebten die Hand reicht.

Ein diesen Frauengestalten verwandter Charakter ist die Königin Margaretha in „Ottokars Glück und Ende“. Sie ist freilich keine zarte, aufkeimende Knospe mehr. Sie hat einen Gatten schon betrauert, der sie heiß liebte, und nur das Mitleid mit ihren angefamnten Ländern bewog sie, denselben in Ottokars Gestalt einen neuen Herrscher zu geben. Aber Ottokar will seine Herrschaft nicht nur errichten, er will sie auch dauern sehen, er verlangt nach einem Erben und will sich von Margarethe trennen. Furchtbar schwankt sie zwischen der Liebe zu ihrem Gatten und dem Wohle der Dynastie. Endlich trennt sie sich von ihm, aber aus der



Auf der Heimkehr von Jerusalem. Von Ferdinand Graf Harvaß. — Siehe Seite 71.

Aber von der Gier nach dem goldenen Bliß getrieben, erschlägt Aeetes, ihr Vater, den Gastfreund, — und fürchterlich prasselt ihr Fluch nieder: sie hat den Griechen geliebt. Verzweifelt zieht sie sich in die Einsamkeit zurück, dort erzieht sie sich der Zauberei und lernt gefährliche wie heilsame Tränke brauen. Zum zweiten Male fällt ihr Herz der Zauberkönen Schönheit, Jason kommt herüber mit den Argonauten, das Bliß zu holen. Das Mitleid mit dem Herrlichen erwacht auch in ihr. Er soll nicht enden wie Phrygus. Mit ihrer Hilfe besiegt er den Drachen, der das Bliß bewacht, Beide entfliehen, aber die Flucht geht nur über die Leiber ihres Vaters und Bruders. Nach Jahren finden wir sie wieder. Ueberall hat man den Garten um ihretwillen vertrieben, die man als die Barbarin haßt, die fortwährende Flucht, zu der ihr Dasein geworden, hat ihr das Herz ihres Gatten abwendig gemacht, sie selbst ist rauh und hart geworden, verbittert. Sie will den Gatten aufheitern, sie bemüht sich, in ihren Jahren noch die Musik zu erlernen, doch ihre Finger sind zu steif geworden, ihr Gedächtniß behält die Noten nicht, ihr Singen endet mit Klagen. Jeden Tag Streich und Zank mit dem Gemahl! Die blonde, jugendliche Kreusa raubt ihr in ihrer heiteren Schönheit, ohne es zu wollen, das Herz Jasons, ja ihre eigenen Kinder wenden sich von der finsternen Gestalt ab. Da kommt der alte Dämon über sie, der Schmerz wandelt sich in Wuth, und sie ermordet die eigenen Kinder, sie steckt den Palast in Brand, in welchem die verhaßte Nebenbuhlerin weilt.

Wie bei Medea ist auch bei Sappho der Schmerz der Beweggrund aller Thaten. Sie ist die reife Frau, die berühmte Dichterin, welche die Leidenschaft für einen jüngeren Mann ergriffen hat. Aber was sie, die Frau von hohem Geiste, an dem Manne ihrer Wahl sucht, ist nicht die gleichgestimmte hohe Seele, sondern nur die leibliche Schönheit, der prächtige Gliederbau. Doch fürchtbar rächt sich diese einseitige Verkennung der Liebe seitens dieser reifen Frau. Sowie der Mann ihrer Leidenschaft die jüngere, lieblichere Melitta sieht, wendet er sich von Sappho ab und schlendert ihr, brutal und herzlos wie er ist, den Vorwurf in's Antlitz, sie habe ihn listig verführt und verlockt. Und sie, die kluge Frau, verfällt immer tiefer in ihre thörichte Leidenschaft, daß sie die arme Melitta, die nie an Unrecht gedacht, die ihre Herrin auf's Heifeste liebt, wie eine Wüthende verfolgt, sie tötet, verbannen will. Sie jammert über Phaons Undankbarkeit: als ob das eine Liebe wäre, die nicht auf freiwilligem Opfer beruht, sondern auf der Pflicht der Vergeltung! Ja, sie glaubt, Phaons Liebe mit Gewalt erzwingen zu können, und vertritt sich so immer tiefer in Widersprüche mit der Natur, der Vernunft, sich selbst, daß nur der freiwillige Tod sie aus dieser Noth befreien kann.

Nachdruck verboten.

Wie Frau Nachtigall und ihre Kinder das Singen erlernt haben.

Ein Frühlings- und Vogel-Märchen von Jos. von Reuß.

Es war einmal ein kleines, braunhaariges Mädchen, das Nachtigall hieß und ganz allein in einem großen Walde wohnte. Ihre Eltern, die Förstereuleute gewesen, waren frühzeitig gestorben. So hatte das Kind nur Waldmann, den Hund des Vaters, als Wächter, und als einzige Gesellschaft die Vögel.

Wenn draußen Alles verschneit war, fütterte sie ihre lieben, gefiederten Freunde mit Brotsamen. Einmal hatte sie ein kleines Drosselkind, das aus dem Neste gefallen war, an ihrem Busen erwarmt, und an ihrem Herzen groß gezogen. Ein anderes Mal fand sie, mit Waldmann spazieren gehend, anstatt eines erstarren Vögelchens, einen wunderschönen, jungen Prinzen. Doch er bewegte sich nicht und schien tot zu sein. Als sich Nachtigall aber mitleidig zu ihm niederbeugte und ihn aufrichten wollte, fühlte sie sein Herzblut warm über ihre Hand rieseln.

Mitleidig hob sie ihn nun empor, um ihn in ihre Hütte zu tragen. Anfangs fand sie die Last schwer, als sie ihn aber in das bleiche, schöne Gesicht sah, ward sie immer leichter. Zuerst wusch sie seine tiefen Wunden mit silberklarem Quellwasser, dann riß sie ein Stückchen von ihrem Hemdelein ab, um sie zu verbinden.

Aber es dauerte lange, lange, bis der schöne Prinz wieder gesund ward. Während des ganzen Winters waren Nachtigall, Waldmann und ein Rothkehlchen, das in der Stube umherflog, seine einzigen Gesellschafter. Doch hatte er niemals Langeseweile, denn so schön und gut, wie Nachtigall, waren die Hofräulein in seines Vaters Schloß nimmermehr, und auch die Prinzessin nicht, die er heirathen sollte.

Einmal erzählte er Nachtigall, wie er sich zu ihr gefunden hatte. Der König, sein Herr Vater, hatte eine große Jagd veranstaltet, bei welcher er auch zugegen sein mußte. Anstatt aber Hirsch und Eber zu jagen, hatte er lieber die blaue Blume gesucht, die heimlich und still in einem großen Walde blühen sollte, wie ihm einst ein fahrender Sänger gesagt hatte. Wer sie findet und bricht, der versteht die Sprache der Thiere, alle Rede des Menschen und den Gesang der Engel. . . Und wie der Königssohn nun so sehrend und suchend umher gewandert war, hatte er sich verirrt und war zuletzt von einem Felsen herabgestürzt und unten liegen geblieben. Endlich sagte er, indem er Nachtigall in die blauen Augen blickte und auf ihr weißes Kleid und den Bergkristalleinstrauch an ihrer Brust bernieder sah: „Mägdlein — Du bist die blaue Blume mit silbernen Blättern, und ich gehe niemals wieder hinweg!“

Inzwischen war es Frühling geworden im Walde. Aus dem grünen Moossteppich hervor leuchteten die Anemonen wie weiße Sterne, dazu spielten die Mädchen wieder summend in der Luft, und die Vögel bauten singend ihre Nester. Der Königssohn und Nachtigall saßen vor der Thüre unter dem Lindenbaume und hörten dem gurrenden Kufe eines wilden Taubenpaares zu, das droben im Geäste nistete:

Rutale, rutale,
Du treue Herzensbuhle,
Sitz still in Deinem Neste
Und halt die Kleinen feste,
Kein Habicht soll sie spüren,
Darfst nicht die Flügel rühren.
Du unten kannst mir's glauben
Wir lieben uns wie Tauben!

Der Königssohn, der die blaue Blume gefunden hatte, verstand die Sprache ganz genau. Auch der Schalknarr, der Kuckuck, gab ihm kein neues Räthsel auf:

Kuckuck, Kuckuck!
Was soll der Kinderputz?
Ich mag nicht Kinder warten,
Denn such ich hier im Garten,
Mir aus das beste Nest
Und sitz und halt es fest!
Kuckuck, Kuckuck!
Was soll der Kinderputz?

Frau Kuckuck, komm' herbei,
Und leg' mir schnell ein Ei!
Das soll Frau Ansel finden,
Sie wird es nicht ergründen,
Wer ihr's hineingehoben,
Sie würd' uns sonst nicht loben.
Frau Kuckuck komm' herbei,
Und leg' mir schnell ein Ei!

Kuckuck, Kuckuck!
Was soll der Kinderputz?
Wir fliegen schnell zum Walde,
Die Lieb' vergeht gar balde,
Denn woll'n wir sie genießen,
Es soll uns nicht verdrüben.
Kuckuck, Kuckuck!
Was soll der Kinderputz?

Derweilen war nun aber im Lande große Trauer, daß der Prinz verloren gegangen war, und der König hatte bekannt machen lassen, daß der, welcher ihn in's Schloß zurückbringe, einen Saß mit Gold kriegen sollte. Das hatte nun auch ein Köhler gehört, dessen Weiler bei Nachtigall's Hütte gelegen war. Er wusch sich den Fluß ab, ging an den Hof und erzählte, wo sich der schöne Prinz befände.

Da fandte der König zwölf Kammerherren mit goldenen Schlüssel ab, um den Prinzen aus dem großen Walde zu holen. Als er aber die böse Prinzessin, die eine Zauberin war, nicht gleich heirathen wollte, ließ der König den Prinzen in einen Thurm sperren. Aber der Prinz aß lieber trodenes Brod und trank Wasser, als daß er von Nachtigall gelassen hätte.

„Ich werde der ‚blauen Blume‘ den Garauß machen!“ jagte die Prinzessin und ließ sich von dem Köhler nach Nachtigall's Hütte führen.

Diese saß unter dem Lindenbaume und weinte um ihren Prinzen. Und all' die Vögel des Waldes saßen tröstend um sie herum.

„Warum weinst Du?“ fragte die Prinzessin.
„Ich weine um meinen schönen Prinzen,“ sagte diese.
„Ach, warum ist er nicht wieder gekommen, wie er gesagt hat!“
„Weil er Hochzeit hält!“ erwiderte die Prinzessin.
„Das ist nicht wahr!“ behauptete Nachtigall. „Er konnte die Prinzessin nicht leiden und wird die blaue Blume nicht vergessen. Ich werde gehen, um ihn wieder zu holen!“
„Er sitzt in einem festen Thurme.“

„Mein Vater, der Förster, hatte beim Bollmond eine Springwurzel ausgegraben, die öffnet alle Thüren und Schloffer,“ entgegnete Nachtigall zuversichtlich.

Da ward der Prinzessin Angst und dazu krieg ihr Jörn auf's höchste. Im Augenblicke verwandelte sie das schluchzende Mägdlein in einen unansehnlichen, grauen Vogel und sagte:

„Wie Du einst die schönste Blume des Waldes warst — so sollst Du von nun an der häßlichste Vogel sein! Mein Prinz wird Dich nimmermehr lieben können!“ Damit ging sie eilig von dannen.

Nachtigall aber, deren schöne Seele nicht verwandelt war, schluchzte, schluchzte, schluchzte aus Kummer und Herzleid. Das rief die Vögel des Waldes zurück, die vor der bösen Prinzessin eilig davon geflogen waren.

„Ist es denn so schlimm, ein Vogel zu sein, Nachtigall?“ sprach mitleidig das Rothkehlchen.

„Wer ist so lustig als wir?“ meinte der Fink.
„Sei doch wieder vergnügt!“ sagte tröstend der Hänfling.
„Freilich hast Du keinen bunten Rock an,“ sprach, sich hervorthuend, der Zeisig.

„Was die böse Prinzessin für große, zornige Augen machte!“ lachte die Spattdrossel und versuchte, sie nachzuäffen.

„Weine nicht mehr, Nachtigall, wir haben Dich sehr lieb!“ tröstete das Rothkehlchen wieder. Dann begann der Chor zu singen:

„Willst Du froh und lustig gehen,
Durch das Weltgetümmel,
Ruht Du auf die Vögelin sehen,
Wohnend unterm Himmel!“

Nachtigall aber hörte nicht auf zu schluchzen und antwortete: „Ihr habt gut reden, Ihr könnt's wohl thun! Die Menschen lieben Euch um Euren Gesang, — sie schätzen Euch als Freunde, auch im Federkleide. Ich aber kann nicht einmal singen!“

Das verstanden die Vögel. Rathschlagend beschloßen sie, ihrer alten Wohlbäuerin und Freundin etwas von ihrem Besten abzugeben. Das mußte Nachtigall doch trösten.

„Ich gebe Dir mein sanftes Flöten, das die Menschen vor allem Andern lieben,“ jagte das mitleidige Rothkehlchen zuerst.
„Und ich gebe Dir mein Pfeifen, das den Frühling verkündet!“ stimmte die Ansel zu.

„Bild-der-wid! mein Schlagen ist auch nicht zu verachten!“ meinte die Wachtel.

„Den Triller thut mir Niemand nach!“ rief die Lerche von der nächsten Feldbreite, „nur Dir treue ich davon ab.“

Um solcher Liebe ward Nachtigall wieder fröhlich! Freudig und dankerfüllt sang sie aus den wohlklingendsten Tönen jämmtlicher, gefiederter Waldbewohner ihr erstes Lied in die weite Welt hinaus, und darin flötete, zwischerte und jubelte es gar hell. Dazwischen aber sang immer noch das Schluchzen der liebeempfindenden, gequälten Vögel riesen „Bravo!“ — ein jeder in seiner eignen Sprache. Und dazu verneigten sich die schlanken, atlasweißen Birken, die rings im Kreise standen, tief vor der neuen Sängerin, und die Raiblämchen nickten zustimmend mit den Köpfchen.

Da Nachtigall aber nun ein Vogel geworden war, mußte sie auch ein Nest haben. Der Specht, der Zimmermann unter den Vögeln, kam mit seinem Handwerkszeug, dem scharfsantigen Schnabel herbei, um ihr zu helfen. Bald stand das erste Nachtigallenest wohlgezinnt und behaglich ausgestepert, in einem wilden Rosenbusch und Frau Nachtigall saß darauf, um zu brüten.

Da hörte sie ganz von ungefähr den alten, ruhigen Köhler im Vorübergehen zu seinem Sohne sagen: „Geh' und hole mir ein paar weiße Glaces aus der Stadt, Bube. Ich bin zur Hochzeit des Königssohnes eingeladen. Spute Dich, — sie ist schon in drei Tagen.“

Da erwachte in Frau Nachtigall's Herzen die alte Liebe mit ungefüßter Macht. In heißer Sehnsucht sang sie ihr Lied laut in die Welt hinaus, also daß die Kleinen mit den zarten, gelben Schnäbelchen eilig die Schale durchpöckelten, um der Mutter zu lauschen.

Und nach drei Tagen hielt es sie nicht mehr auf dem Neste. Sie rief eine Nachbarin heran und sagte: „Bewahre mir meine Kinder, Frau Drossel! Ich will aufs Schloß, um meinen lieben Prinzen wiederzusehen. Ich gehe und müße ich sterben!“

Damit flog sie nach dem Schlosse und zwar geradenwegs nach dem Schlosse der Neuwermählten, wo eine rosenrothe Nachtlampe brannte. Dort setzte sie sich auf einen Pfeiler des Marmorbalkons nieder und blickte durch die offene Thüre in's Zimmer hinein. Denn drinnen saß der Prinz und stützte traurig den Kopf in die Hand.

„Ich will Dir goldenen Wein geben, Mann!“ sagte die junge Frau und nahm einen Becher zur Hand, der ein einziger ausgehöhlter Diamant war, um ihn zu füllen. „Sei doch vergnügt, es ist ja Hochzeit heute!“

Der Prinz aber schüttelte mit dem Kopfe und antwortete: „Laß mich! Ich will lieber wieder in meinen Thurm gehen und um meine blaue Blume weinen!“

Da ließ Nachtigall einen kunstgerechten Verchentriller zu dem Sternenhimmel hinauf steigen, denn ihr Herz jubelte laut als sie die Worte ihres Prinzen vernahm.

„Wer singt da draußen?“ fragte der Prinz. „Die Lerchen trillern nur am Morgen!“

Und Nachtigall sang weiter, noch ehe die Prinzessin antworten konnte. Sie sang aus voller Brust und schluchzte aus Liebestummer herzbewegend dazwischen, und als sie geendet rief der Prinz entzückt:

„Ich verstehe die Sprache! habe ich nicht die blaue Blume mein eigen genannt? O, ich komme, Geliebte!“

Da ward die Prinzessin wüthend und griff hinaus nach dem Balcon und nach der zarten Aehle Nachtigall's, und zerdrückte sie mit ihrer Hand sammt allen Süßigkeiten, die ihr entströmten. Der Prinz aber, als er Nachtigall's Keinen, zudenden Vogelkörper zu seinen Füßen sah, wandte sich von der Prinzessin auf immer. Und in dem Kriege, den sein Schwiegervater um die zurückgeschickte böse Tochter anging, ließ er sich todtschießen.

Anzwischen waren Frau Nachtigall's Kinder von Frau Drossel gut verwahrt worden. Sie freute sich, daß sie Nachtigall's Gutherzigkeit vergelten konnte, durch welche diese das arme, schwache, aus dem Neste gefallene Drosselkind verpflegt hatte. Bald klangen die jungen Stimmchen der Nachtigallenkinder mit dem schmelzenden Liebe der Mutter in den Vogelchor hinein. In ihren zarten Kehlen fanden sich alle Töne vereint und zu süßen Harmonien verbunden, mit denen die Vögel des Waldes die Mutter in ihrem Liebesleid getröstet hatten.

Als der Sommer kam, konnte Frau Drossel die jungen Nachtigallen nicht mehr zurückhalten. Sie wollten gleich anderen großen Sängern in die Welt hinaus.

Seit jener Zeit nun umkreisen die Nachtigallen die Erde und erzählen den Menschen, daß ihr Vater ein Königssohn gewesen, der die blaue Blume gefunden, und ihre Mutter ein holdes Kind des Waldes. Ihr eigenes, schluchzendes Jubellied aber, das Erbtheil der mütterlichen, liebeempfindenden, gefangenen Menschenseele, verstehen nur die Dichter und die liebenden Herzen.

Nachdruck verboten.

Aus dem spanischen High life.

Madrid, im März 1889.

Die geistreiche, ehrwürdige Dame unserer „Gesellschaft“ liebt es, in einem demokratischen Blatte, dem früheren Leiborgane des Herzogs de la Torre von Zeit zu Zeit Weherufe über die Verflachung des gegenwärtigen High life erlösen zu lassen. Der Madrider Carneval hat ihr wieder Gelegenheit zu einer Vaspredigt gegeben, und in der That hat die Dame recht: unsere Aristokratie wird weder in sozialer und politischer, noch am wenigsten in gesellschaftlicher Hinsicht ihren Pflichten gerecht.

In den schönen alten Zeiten, versichert die erwähnte Kassandra, rüsteten die glänzenden Fürsten- und Herzogs-Familien prachtvolle Kutschen aus, in denen geschmückte Prinzessinnen und Prinzen in reizenden Trachten sich dem bewundernden Publicum zeigten. Die Schreiberin selbst hat so in ihrer Jugend mit anderen schönen „Schmutterinnen“ von ihren Verehrern Bombons und Blumensträuße zugeworfen erhalten, während sie heute nur trübselig die ärmlischen und verkrüppelten Masken bettelnd durch die Straßen ziehen sieht und ihre Nichten ihr jagen, sie möge doch etwas „von damals“ erzählen. Der diesjährige Fasching hat nur eine graziose Figur gebracht: den Pasteten-Vater Sagaita, den liberalen Minister-Präsidenten, der verschiedene Pastetchen: Militär-Reformen, allgemeines Stimmrecht, Geldersparnisse u. dergl. feil bietet, die aber nur Lust enthalten.

Schöner ist's allerdings in Sevilla und den anderen andalusischen Metropolen, da dort der lachende Himmel und der heitere Volkston froh und unbehindert durch haupstädtische Bedenken zur Geltung kommt. Dort suchen und finden sich die Freunde und Verliebten, bewerkeln sich neckisch mit bunten Papierschnitzeln, und häßliche Scherze werden verstanden und belacht. Hoffentlich bleibt es eine pessimistische Voraussage der Kassandra, daß der Fasching auch hier zu Grabe geht; mir scheint, daß er nur die Charwoche der europäischen Gesellschaft mitrauert und einst, wenn die vorüber ist, wieder begeistert Hostanna rufen wird. Wir Modernen können doch nicht ewig mit ernster Saueröpfigkeit auf politischen, sozialen und Gott weiß welchen „Problemen“ brüten; auch wir wollen unseren Fasching haben und protestiren, daß man ihn uns rauben möchte. Vaspredigten an die Schuldigen, wie sie die spanische Aristokratie abhält, sind sehr am Plage.

Gewiß ist der ernste Nord-Spanier wenig geeignet für die leichte Salongeselligkeit; der Künstler-Charakter des feurigen, bereiten und heis etwas eifren Andalusiers dagegen scheint geschaffen, eine originelle und stilvolle Geselligkeit zu entwickeln,

neben der die französische leicht, kühl und schablonehaft erscheinen dürfte, einer Gefelligkeit, wie sie die Griechen unter Perikles und die Römer in der Kaiserzeit gepflegt und an der gerade Süd-Spanier und Spanierinnen hervorragendes Verdienst erworben. Bedauerlich ist es, daß die Völker, durch einen falschverstandenen Kosmopolitismus verleiht, allmählig all ihrer Eigenthümlichkeiten bar werden, und statt z. B. in Madrid den Fasching wenigstens zu benutzen, um den Städten die kaum auf dem Lande noch erhaltenen schönen Nationaltrachten wieder in's Gedächtniß zu rufen, feiert der feine reiche Herzog von Fernon Ruzee seine Bälle in rothem Frack. Statt die Maajo-Kleidung wieder zu beleben, rüttelt er mit frevelnder Hand am Grabe des Salonrocks, den unsere Urgroßväter mit Grazie trugen, der aber den Enteln sehr faszinirungsmäßig steht. Auf den Ballen des Herzogs erscheinen die Herren stets in rothem Frack, und die Neuerung hat hier sehr gefallen.

Zur Entwidlung eines schönen Salonlebens bedarf es der Ruhe, der Stetigkeit in der sozialen Leitung der Nation, da jenes ja gerade sich nur dort entfaltet, wo geist- und gemüthvolle Frauen ihre Erfahrungen ihren Töchtern vermitteln und sie die Kunst der Gefelligkeit lehren. Wo beständige Revolutionen neue Elemente unvermittelt in die Gesellschaft werfen und nicht selten ein nach langem Ringen gebildeter „Salon“ plötzlich Madrid mit Paris vertauschen muß, um zerstreuten und verbitterten Emigranten zur Heimath zu dienen, ist an schöne Gefelligkeit nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß es an der nöthigen Gemüthruhe gebricht, wo ein beständiger Kampf wählt, welcher dem Besiegten Heimath, Eigenthum, gesellschaftliche Stellung und Alles zu rauben droht.

Eine erwünschte Gabe in dieser Wüste des Parteikampfes bildete der kürzlich vom Senator Marquis von Cerello gebene Ball. Die Säte des Granden sind mit den Familienbildern des Thronpräsidenten Don Carlos geschmückt, auf deren Rückseite freundschaftliche Widmungen auf die Stellung des Marquis in der Carlismenpartei deuten lassen. Die Politik schien vergessen; neben Vertretern moderner Ideale und Finanzgrößen mischten sich radicale Schriftsteller in die Unterhaltung, und die Königin Marie Christine war durch ihre Oberkammerdame, die Gräfin von Sartago vertreten, deren würdige, in schwarzen Sammet und Brüsseler Spitzen gehüllte Erscheinung bei den Festen auswärtiger Vertreter nicht selten zu sehen ist. Auch dieses Mal war sie als Vertreterin ihrer Gebietlerin auf einer diplomatischen Mission, — gilt es doch den Haß auszulöschen, den zwei blutige Bürgerkriege gefäht haben. Heute würde Alfonso XII. wohl kaum verübelt haben, daß er sich erschießen würde, wenn ihn sein Vater Don Carlos zum Gefangenen machte, wie damals im Jahre 1876, als er vor Bilbao fast von carlistischen Truppen ergriffen wurde.

Den Fremden wird es schwer, in den bewegten Bogen des spanischen Gesellschaftslebens ihr Schiffelein zu steuern, ohne von Diefen oder Jenen getadelt zu werden, und besonders die gesellschaftlich verpflichteten Gefandtschaften können es nie Allen recht thun. Entweder sie bleiben den Coteries ferne, und dann bedeuten sie gesellschaftlich nichts, oder sie versuchen es, wie die französische Botschaft, allen Elementen gleichmäßig gerecht zu werden, und das giebt eine farblose Gesellschaft. Die deutschen und österreichischen Vertretungen halten es vornehmlich mit der alten Aristokratie und ziehen von den offiziellen Elementen der Politik nur die Conservativen zu sich heran, was ihnen schlechterdings von den jetzt herrschenden Liberalen nicht wenig verübelt worden ist. Auch hat diese Stellungnahme den für die diplomatischen Stimmungstudien bedauerlichen Nachtheil, daß den Botschaftskreisen die spanischen Verhältnisse sich nur unter immer derselben Beleuchtung zeigen und einige Seiten wohl völlig unbekannt bleiben. Länder, die, wie Spanien, in einer Uebergangsepoche sich befinden, stellen eben an die gesellschaftlichen Fähigkeiten der Diplomaten ganz besondere Anforderungen.

Wo soll aber hier in diesem eigenthümlichen Treiben die ziemlich zahlreiche deutsche Kolonie untergebracht werden? Die deutschen hocharistokratischen Botschaftskreise können offenbar den altpanischen Granden nicht zumuthen, mit einfachen deutschen Kaufleuten u. dergl. zu verkehren. Die Mehrzahl der Deutschen in Spanien aber sind Industrielle und deshalb gezwungen, sich ohne offizielle Anlehnung den Weg in die feinen Kreise selbst zu suchen und den für ihre Interessen maßgebenden offiziellen Persönlichkeiten auf irgendwelche Weise persönlich nahe zu treten. Deutschem Fleiß und deutscher Ausdauer gelingt schließlich Alles, wenigleich in dieser Hinsicht dem Briten, Amerikaner und Franzosen der Weg unendlich viel leichter gemacht wird. Unseren Vondsleuten fehlt somit jeder Zusammenhalt, und es ist nur sehr zu wünschen, daß der erneuerte Versuch, hier einen deutschen Verein zu begründen, dieses Mal von besserem Erfolge gekrönt sei. Doch auch dieses Unternehmen krankt an der Wurzel: es ist weder ein gefelliger Mittelpunkt, der Fühlung mit der spanischen „Gesellschaft“ und den offiziellen Kreisen hat, noch ist es ein auf breiter Grundlage ruhender Verein, in dem die verschiedenartigsten und theils von jenen sich bewußt fernhaltenden Elemente sich zu Hause fühlen. Das wohlgemeinte Werk unseres neuen Vereinscomitês hat denn leider nicht vermocht, bei den Deutschen im Allgemeinen Sympathien zu gewinnen, und die Schweizer und Oesterreicher halten sich demonstrativ fern. Im edlen Bierre, diesem germanischen Kulturträger und Tröster in solchen Schwierigkeiten, wird schließlich wieder die fehlende Harmonie gefunden, und es ist nur noch zu wünschen, daß eine tüchtige deutsche Küche das Einigungswerk vollende; doch muß neben Nord-Deutschland auch der bairische Knödel und das Wiener Würstel vertreten sein, die Küche müßte also eine wirkliche „groß-deutsche“ sein, dann würde sie auch einen großartigen Erfolg haben, da von Fern zu Gibraltar und von Barcelona bis Visibabo alle Deutschen zu ihr wallfahren würden, die sich nach einem guten, heimatlichen Essen sehnen.

Seltam, und zum Lobe deutscher Frauen erwähne ich das hier, daß die Spanier sich niemals, wenn sie im Auslande sind, nach ihrem unvermeidlichen „Putscher“, d. h. der einfachen Fleischsuppe, sehnen, die in drei Gängen servirt wird, zuerst die Bouillon, dann die Kartoffeln und die Erbsen und schließlich ganz stolz als drittes Gericht das ausgefottene Rindfleisch. In der That fühlen sich die Spanier draußen sehr wohl, da es kaum eine frugalere und einfachere Lebensweise giebt als hier. Ueberall wird besser gegessen und gewohnt.

Das soll übrigens durchaus nicht entschuldigen, daß ein großer Theil des Adels und der reichen Familien fast mehr in Frankreich, als im Vaterlande lebt. Einer dieser Fremdlinge in der eigenen Heimath, der Marquis von Mora y Riera, beabsichtigt denn auch, endlich wieder sich in Madrid niederzulassen. Der Palast Riera wird gewiß vielen Besuchern Madrids aufgefallen sein. Es ist das schweigsame, verschlossene

Haus an der Alfas-Strasse, dessen von hohen Mauern abgegrenzter, mit herrlichen Bäumen besetzter Garten wie angeordnet auf ein trauriges Geheimniß hinzudeuten schien. Jahrzehnte lang blieb dieser Fürstenthum öde und still, seitdem vor einem Menschenalter die schöne Marquise Casa Riera als Leiche aus dem Schlosse getragen wurde. Ihr Gemahl starb nach einem trauervollen Leben erblindet in Paris, und noch immer wagte es Niemand, die Räume zu bewohnen. Erst als der Erbe des Erblindeten dem jetzigen Marquis von Mora y Riera das Schloß hinterließ, entschloß sich dieser, den verzauberten Ahnenstiz zu besuchen. Geschäftig arbeitet jetzt die Hand des Maurers, das alte Schloß, den Zeugen der traurigen Vergangenheit, niederzureißen, und dort, wo jetzt die hohen Ulmen und Kastanien rauschen, soll einst das neue Schloß stehen.

Ernst Bart.



Kaßdruck auch im Einzelnen verboten.

Auf der Heimkehr von Jerusalem. Von Ferdinand Graf Harrach. Siehe das Bild, Seite 69. — In der Reihe der lebenden Maler, welche sich bestreben, der Kunst ihre schöne Form zu wahren und ihr zugleich einen tiefen, innerlichen Gehalt zu geben, steht Graf Harrach in erster Linie. Allen seinen Gemälden ist ein idealer Zug eigen, der den Beschauer der Alltagswelt entrückt und tiefere Saiten in ihm erklingen läßt. Die „Heimkehr von Jerusalem“ gehört nicht nur zu Graf Harrach's besten Bildern, sie trägt auch am klarsten das Gepräge seiner Eigenart, sie zeigt am meisten das Ziel seines Schaffens, und alle Vorzüge des Meisters finden sich in diesem Bilde vereinigt. Glaubensstolz sind Mutter und Sohn nach Jerusalem gepilgert; aber statt des hochragenden Tempels, der stolzen Mauern und Thürme der heiligen Stadt, haben sie nur einen Trümmerhaufen gefunden. Da wankt ihr Glaube und bekümmerten Herzens treten Beide den Heimweg an. Ermüdet, gebrochen an Leib und Seele, sinkt die Mutter auf einen Steinblock in der Felsenhöhle nieder, und rathlos steht der Knabe neben ihr. Da bricht die Sonne durch die Wolken und entzündet in seiner Seele das Licht der ewigen Wahrheit, und der Knabe deutet glänzenden Auges hinauf zu dem himmlischen Jerusalem, dessen goldene Thürme und Dornantthore er wirklich zu schauen meint. Wir sind nicht von dieser Welt, scheint es aus dem Bilde zu klingen, aus dem gebrechlichen Menschenleibe ringt die Seele sich empor zum ewigen Lichte. Der Trost wird auch zu dem Herzen der Mutter dringen, denn aus dem Antlitz des Sohnes leuchtet der Ausdruck der sieghaften Ueberzeugung. Und aus dem Gemälde Graf Harrach's wird auch mancher Beschauer Trost und Gewißheit schöpfen, und manchen Zweifler wird das Bild überzeugen, — nicht im Sinne irgend einer Konfession, aber von der Unsterblichkeit der Seele und von dem höheren Leben, zu dem sie berufen ist, wenn unfer Leib zu Staub zerfällt.

Kaßdruck verboten.

Tiroler Bauernspitzen.

Wenn es so scheinen mag, als wären unsere heutigen Verzierungen der Wäsche erst eine Folge der allgemeinen Verfeinerung des Geschmades, so spricht dagegen die Thatfache, daß die Frauen der entlegensten Gebirgsdörfer schon vor Jahrhunderten, trotz der Schlichtheit der damaligen Lebensweise, das Bedürfniß empfanden, ihr Leinwand mit selbstverfertigten Spitzen zu schmücken. Kein Wäschestück, dem eine Klöppelspitze nicht erst seine Vollendung gab. Der natürliche Schönheitssinn, der sich in diesen Klöppelarbeiten offenbart, hat sich bis heute erhalten und im Bunde mit dem steigenden Erwerbbedürfniß eine Industrie erzeugt, welche sich weit über die Grenzen des Bauernhauses erstreckt. Diese Erscheinung zeigt sich auch in Tirol, in dessen Spitzen-Klöppeleien sich zu gleicher Zeit ein besonderer Charakter bemerkbar macht.

Bei dem ersten Augenschein fällt es selbst dem flüchtigen Beschauer auf, daß er hier ganz eigenartige Spitzen vor sich hat, deren Stil von denen aller anderen gangbaren Arten abweicht und so charakteristisch auftritt, wie es eben nur ein organisches entwideltes, auf bestimmter Grundlage fußender Stil thun kann. Bei näherer Betrachtung aber wird er staunend gewahrt, auf wie wenigen und einfachen Motiven der ganze Formenreichtum dieser Spitzen beruht, wie diese, selbst primitiv und unentwickelt, dennoch zu abwechslungsreichen, wirkungsvollen Mustern combinirt sind.

Dieses Charakteristikon alter, auf Tradition beruhender Haus-Industrie, ist den in Rede stehenden Tiroler Bauernspitzen energisch aufgeprägt und bildet den Hauptreiz, welchen diese naiven, kunstlosen, doch von regem Formensinne belebten Klöppelarbeiten auf uns ausüben.

Sollte man es glauben, daß heutzutage, wo à la Greque mit Pompador, Directoire mit Aldeutsch und Cinque cento mit Empire fraternisirt, ja selbst der „prähistorische Stil“ seine Bewunderer hat, daß es da noch mitten in der Hyperkultur Inseln giebt, in denen die Menschen künstlerisch fühlen und denken und arbeiten, wie ihre Vorfahren vor Hundert und aber Hundert Jahren gedacht, gefühlt und gearbeitet haben? Und dennoch ist es so!

Allerdings erklärt sich dies durch die ebenso gleichgebliebenen Bedingungen der betreffenden Kunst-Industrie; doch daß diese dieselben geblieben, liegt wieder nur in dem allen Veränderungen so schwer zugänglichen Wesen der Bergbewohner.

Wer das Leben in den abgeschlossenen Thälern des Hochgebirges kennt, wer weiß, wie nur der allzu kurze Sommer einen beschränkten Vorrath der nächstgelegenen, gleichartigen Orte und Thäler ermöglicht, dann aber der Winter mit Schnee und Eis die Menschen wieder für acht bis neun Monate in ihre Hütten bannt, der allein begreift die Fährlichkeit, mit der einmal Eingewurzeltes in dem Bergbewohner haften bleibt.

Der begreift, daß Dieser Klöppelt, wie vor mehreren hundert Jahren der Ahne geflöppelt hat, daß er das Gleiche schon findet wie Jener und höchstens in neuen Zusammenstellungen alter Motive seinen Schaffenstrieb bethätigt. So sind uns diese Bauernspitzen ein bewährtes Beispiel höchsten Conservatismus.

Wir sehen, wie an den langen Winterabenden die Mutter ihre Dirndln den Schlag der Klöppeln lehrt, wie diese lernbegierig die alten Hausmuster zu fügen versuchen; ohne Vorlage, ohne Aufwände, nur aus dem Kopfe stecken sie das Muster auf ihrem einfachen Polster. Welcher Stolz, wenn sie nun ein fertiges Stück der Ahne bringen können und diese richtig die Naren Buchstaben des Hauses, das Kleeblatt oder das verschlungene Bandmuster, zu erkennen vermag. Mit verdoppeltem Eifer wird nun

weiter geübt, heimlich in den tiefen, hohen Wäschekranz getunkt und den Spitzen was abgequast: ein anderes Bandl oder ein neues Zackerl, womit die Mutter zu überraschen wäre.



Kein Wunder, wenn bald die Dirndln den ganzen Formenreichtum der Hausspitzen im Kopfe haben, und wenn dann Sonntags die Gespielinnen kommen und man um den Riespahn herum sitzt, bei fröhlichem Sang und Zitherpiel die Klöppel hin und wider fliegen, theilt wohl eine Dirn der anderen auch ihre Muster mit. Sind aber die Dirndln wohl ausgeflogen, und sitzen sie am eigenen Hof oder Häußl, dann heißt es andere Buchstaben in den Grund der Spitze klöppeln, denn des Mannes Name darf so wenig wie der der Frau beim Hausnamen fehlen.

Reißig genug mögen die Frauen im Winter und an den Feierabenden sein, denn da giebt es nicht bloß schöne Fier für Schürze und Schalfer zu fertigen, auch das Ober- und Unter-Bettuch, das Tischzeug und die Handtücher brauchen Spitzen.

Jeder Tiroler hält das, was wir immerhin noch als einen gewissen Luxus betrachten, für nöthig: Bett- und Tischwäsche, sowie der Frauen Wäsche müssen schön gesäumt mit Spitze oder Franze sein. In Gegenden, wo das Klöppeln fremd ist, häßelt oder strickt die Dirn wohl Sommers über auf der Alm ihre Spitzen und keinen größeren Stolz giebt es für sie, als ihren wohlgefüllten Wäschekranz zu zeigen, in welchem die Spitzen dem selbstgeiponnenen Reimen ebenbürtig zur Seite stehen.

Natürlich erfordert das kräftige Hausleinen ebenso kräftige Spitzen, die auch bei der Wäsche etwas Lüchtiges auszuhalten vermögen. Daraus erklärt sich der gerade Randabschluss und der dicke Schlag der Muster.

Zwei Arten der Spitzen unterscheiden sich scharf. Die erste, welche bei den breiteren Spitzen Anwendung findet, zeigt einen Streifen von nehartigem Grunde, dem die Klöpplerin regellos, nach Geschmack und Laune, Musterränder, wie Buchstaben, geometrische Figuren, Blatt- und Band-Motive einfügt und dessen Rand entweder mit einem kräftigen Band- oder Zacken-Muster gerade oder (seltener) in Zacken abschließt. Manchmal wechseln im Randabschluss Zacken mit Band.



Die zweite Art, die der schmälern Spitzen, zeigt Zacken oder Bandabschluss mit den ihnen zu Grunde liegenden Stäben, welche mehr oder minder, oft sinnig, verschlungen werden.

Diese Arten des Klöppelns ergeben eine ungemein feste, vorzüglich waschbare Spitze; die einfachen Muster verwaschen sich nicht und der Rand bedarf keiner Sorgfalt beim Bügeln. Dennoch bildet sie einen reichen, gediegnen Schmuck.

Bisher blieb die Tiroler Bauernspitze auf ein ziemlich enges Gebiet und auf bauerliche Abnehmer beschränkt. Hausfrier vermittelten den Umsatz aus den vorzüglich Klöppelbetreibenden Gemeinden, wie Taufers, Proveis, Riez, in die entfernteren Gegenden des Landes, und zwar meist so, daß sie an bestimmten Festtagen in gewisse Orte einmal des Jahres kamen, wo dann die ganze Umgebung ihren Jahresbedarf einkaufte. So bringt noch heute eine Krämerin aus Brumek die schönen Spitzen des Tauferser Thales (Brettaufer Spitzen) jeden ersten Mai nach Bogen auf den Markt.

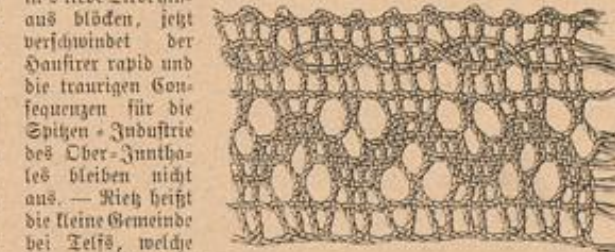
Durch die Schienenstränge, welche jetzt Tirol durchziehen, hat dieser Hausfrierhandel große Einbuße erlitten, hauptsächlich im Ober-Innthal, zu dessen charakteristischen Gestalten der „Inntaler Spitzenhändler“ gehörte.

Dieser brachte seine Waare weit in's Bairische, in's Allgäu und nach Borsatzberg. Jetzt, wo das Dampfrosch den Arlberg durchbraust und täglich einige tausend ungarische Schafe auf der Durchreise nach Paris das Lieb von der Chimäre aller Entfernungen in's liebe Tirol hin-

aus blöden, geht verschwindet der Hausfrier rapid und die traurigen Consequenzen für die Spitzen-Industrie des Ober-Innthales bleiben nicht aus. — Riez heißt die kleine Gemeinde bei Telfs, welche seit undenklichen Zeiten eifrig das Spitzenklöppeln betreibt. Eine Anzahl ihrer Bürger verfiel jetzt ihre Agenten, nachdem das Experiment einer Klöppelschule, die durch das k. k. Handels-Ministerium unterstützt wurde, infolge des Ausfallens des Systems ihres Gründers und Leiters nach neunjährigem Bestande aufgegeben werden mußte.

Durch diese Schule, der eine Lehrerin aus Sachsen vorstand, haben die Riezer auch schulgemäß Klöppeln gelernt und sie vermögen nun jedes eingehendete Muster in Zwirn, Wolle und Seide anzuführen; doch ist der größte Theil wieder zur alten Methode zurückgelehrt, was sicherlich nicht zu beklagen ist. Derzeit dürften circa hundert Personen des Klöppelns kundig sein, doch nur zwanzig darunter arbeiten den größeren Theil des Jahres darin.

Die Lehrerin, welche sich in Riez vertheilhatet hat, unterrichtet immer neue Mädchen in ihrer Kunst. Die Tageslohnung einer Klöpplerin beträgt je nach der Breite der Spitze fünfzehn bis vierzig Kreuzer, wovon sie noch den Zwirn bezahlen muß; gewiß ein murrmaler Verdienst! — Der Umsatz von Riezer Spitzen läßt sich auf circa vierzehn- bis fünfzehnhundert Gulden pro Jahr



veranschlagen, doch jetzt steht der Absatz und ich sieht mit Bangen der Zukunft entgegen, da es ohne den Erlös aus seiner Haus-Industrie nicht zu existiren vermöchte.

Um so mehr wäre es daher zu wünschen, daß die schöne, solide Bauernspitze Tirols die verdiente, weite Verbreitung fände und kluge Hausfrauen nicht zögerten, dieses Kind der Alpen in ihren Wäschekränzen einzubürgern. Bei dem so geringen Preis (von sechs Kreuzern aufwärts) läßt sich wohl keine gebiegenere und zierlichere Ausstattung für Kinder- und Mädchen-Wäsche, sowie für alle Gegenstände beschaffen, welche eine handfeste Waare erfordern.

Wenn wir nun zum Schluß die Hoffnung aussprechen, daß diese kleine Besprechung die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf die originelle und so praktische Tiroler Bauernspitze lenken möge, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möge sich ihr Stil trotz größter Verbreitung so rein und feinschön erhalten wie bisher, damit wir immer wieder uns an seiner Reizbarkeit und Frische erfreuen und belehren können.

(Die dem vorstehenden Artikel eingefügten Abbildungen veranschaulichen zwei Spitzen, zum dritten Theil verkleinert, eine in roth und weiß ausgeführte Franzenspitze in halber Größe und, zum Anhalt für die Stärke des Materials, die schmale Spitze naturgroß.)

Nachdruck verboten.

Bei mir!

Wie eigen das klingt: „Bei mir, — bei uns!“ Fast ist mir, als könne es nicht sein, als wäre ich irgendwo zu Gast, und doch ist es wahr: Alles, was mich so freundlich umgibt, was mir so reizend erscheint, es ist mein! Auch der Name auf der kleinen, blanken Kupferplatte, mit der dunklen, schmiedeeisernen Umrandung, die wir an der Eingangstür unserer Wohnung anbrachten, sagt es. Mit welchem Stolz sie mein Mann nach Hause brachte! — Er hatte sie allein besorgt und als „Hausherr“ meinte er sie auch allein anmahlen zu müssen. Natürlich half ich ihm dabei, hielt Hammer und Zange, denn, — im Vertrauen gesagt, — was Handarbeit dieser Art betrifft, ist er nicht übermäßig geschickt. Dann traten wir Arm in Arm ein wenig zurück und sahen mit Befriedigung, wie auf die Tafel sich ausnahm; wir hatten wirklich den besten Platz getroffen, die richtige Linie gehalten.

Entretend in unsere Wohnung, im Entree, — eigentlich ein Corridor, wie ihn die Berliner Wohnungen meist haben, — leuchtet mir der lange, dunkel gebeizte Nügel entgegen, dessen blank vernickelte Halter lustig zu fragen scheinen: „Nun, wie steht es denn mit den zu erwartenden Gästen, wir sind bereit, ihnen Hüte und Mäntel zu halten, werden sie nicht bald kommen?“ Nur Gebuld! An der gegenüber liegenden Wand hängt ein Spiegel, ebenfalls in dunklen, glatten Holzrahmen, darunter ist ein Schirmständer angebracht, der, die ganze Breite des Spiegels einnehmend, mit einem Zinf-Einfaß versehen, recht praktisch ist. Auf die Console, die den Spiegel trägt, legte ich ein Radeltischn, das Geschenk einer Freundin, von rothem Atlas mit hübscher Fillet-Quipure. Ein Strauß von getrockneten Blättern neigt sich oben, ein wenig rechts, über das Spiegelglas; er besteht aus rothem Eichenlaub, drei schönen, weißen Silberdisteln, einigen schwarzen Beerenzweigen, Gräsern und ein paar Rohnköpfen, die ich mit Kupfer- und Goldbranze überzog. Wir pflückten Alles auf unserer schönen Herbststreu und brachten es als Erinnerung mit heim. Ich schlang ein rothes Band darum, das einst mein Ballkleid geziert hatte (es hat auch eine Geschichte, doch ich verathe sie nicht), machte eine große, schöne Schleife und hing daran den Strauß auf, der nun vergnügt auf mich herabnickt, gerade so wie ich zu ihm aufsehe, stolz auf dies mein erstes Verschönerungswerk. Die Thür rechts führt nach meinem Zimmer, — die Leute nennen es den Salon, — ich aber sage „mein Zimmer“, denn in diesem Räume lebe ich. Hier, schräg in der Ecke steht mein Schreibtisch, an dem ich sitze, das hübscheste, kleine Möbel, das ich mir denken kann. Die kleine, an der Rückseite hinlaufende Gallerie trägt ein paar feine venezianische Gläser und einige jener, von den Franzosen „bibelets“ genannten Kleinigkeiten, von denen man sagt, daß sie für uns Frauen unentbehrlich sind. Das Sopha, die Fauteuils und Stühle sind Polstermöbel. Wie viel Mühe machte es der guten Mutter, bis wir das Richtige fanden! Wir sind nicht reich, und doch, — daß ich's nur sage, — ein wenig vermöcht. Nach vielem Suchen und Schwanken hoffen wir nun mit dem „Velours frise“ von feiner röthlicher Farbe, dessen Dauerhaftigkeit uns sehr gerührt, und dessen Preis nicht übermäßig hoch war, den rechten Bezugstoff getroffen zu haben. Die Ueber-Gardinen sind nur zum kleinen Theile von demselben Stoff, denn da uns das ganze Arrangement zu theuer wurde, nahmen wir einen wollenen, in reichen Falten herabfallenden Diagonale von genau dem gleichen Farbenton für die Shawls zur Aushilfe. Nun meint man, es könne gar nicht anders sein, so harmonisch ist die Wirkung. Auf dem Gesims des Kaminens, — später will ich es noch mit einer hübschen Stickerie bescheiden, — steht eine kleine Kokoc-Uhr, rechts und links ein Paar zierlicher Candelaber, beide, — Geschenke von Reichener Porzellan, — mit jenen kunstvollen Blumen geziert, die ich immer wieder bewundere. Ein kleiner Schirm japanischen Rufers, mit leichten Blumenranken und zwei Vögeln, wie sie nur die Japaner zu stiften verstehen, deckt die Feuerungsstelle. Mein Hauptentzücken in diesem Zimmer aber ist eine mit Plüsch bezogene Etageré, die in ihren Fächern allerlei kleine Andenken, auf der oberen Platte aber einen Spiegel trägt, der in blumigen Rahmen von Zedermann bewundert wird. Ein leichter Stuhl, ein kleines Tabouret in Bambus-Imitation, ebenfalls mit Plüsch bezogen, mit Schnüren und Quasten geschmückt, davor ein sogenanntes „Bauerntischchen“, vervollständigend das Arrangement. Man glaubt nicht, wie gut es sich hier sitzen, wie behaglich es sich plaudern läßt! Ein Stuhlflügel, auf dem ich leider keine Meisterin bin, ein Smyrna-Teppich, — der aber in Schmiedberg gewebt wurde, — doch nicht den



Polsterstuhl, Tischchen und Tabouret. Stahl und Tisch mit Seidenplüsch, die Lehn des Stuhls mit seidenerm Einlegeleuch bezogen. Höhe des Tischchens 70 Cent., Durchmesser 60 Cent. Das Tabouret aus braun gebeiztem Kirschbaumholz mit schwarz gebeizten, durchbrochenen Füßlingen. In der Mitte in weisem Ahornholz auf schwarzem Untergrund. Länge 42 Cent. im Quadrat. Mit gestricktem Stoff in arabischem Genre bezogen.



Bücherschrank

in dunkel gebeiztem Eichenholz. Der Mittelteil kann auf Wunsch mit einer Thür versehen und durch Herausnahme der Einlagen zu einem Gewebeschrank umgewandelt werden. Höhe 2 Meter 8 Cent., Breite 1 Meter 86 Cent., Tiefe 61 Cent.



Etageré

mit vier Platten und Rückwand, mit mausgrünem Seidenplüsch. Cassimenterie aus Wolle mit Seide abgebunden.



Toilette

in Eichenholz mit Ausziehtafel und stählbarem Spiegel.



Hamburger Esstisch.

Ausziehtisch mit drehbaren Einlagen. Nach Wunsch in verschiedenen Größen mit vier bis acht Füßen, für 10 bis 24 Personen. In verschiedenen Holzarten je nach Wunsch.

Möbel aus der Fabrik von J. D. Heymann, Königl. Rumänischer Hoflieferant, in Hamburg, Neuer Wall 42.

ganzen Fußboden bedeckend, einige gute Kupferstücke, die ich seit meiner Kindheit im Elternhause hoch hielt, zwei Nigirchen tragende Consolen nicht zu vergessen, vollenden die Einrichtung. Mehr Kunstgegenstände besitzen wir vor der Hand noch nicht, aber es ist doch ein Anfang, und vielleicht bringen wir es, wenn wir alt werden, noch einmal zu einem hübschen Delbilde, das wäre schön! — Neben meinem Zimmer liegt das meines Mannes. Mir scheint, es trägt seine Physiognomie, und wie man beim Eintritt in das meine gewiß keinen Augenblick ungeschlüssig bleibt, sondern sofort merkt, daß es einem jungen, lustigen, vielleicht noch unerfahrenen Vogel zum Nestchen dienen müsse, so wird man hier ebenso wenig im Zweifel sein, daß dies das Heim eines klugen, erstens Mannes sei. Das ist es in der That. Hohe Bücherregale, von der Erde fast bis zur Decke reichend, fassen Schätze, die durch keine Glashären gefährdet sind, was ich der Sauberkeit wegen so sehr gewünscht hätte; auch darf ich nicht wagen, sie zuweilen abzustauben, denn, — sagt mein Mann, — dies seien Heiligthümer, an die eine Weibeshand nie rühren könne, ohne Unheil zu stiften. Recht ungalant, nicht wahr? Ich füge mich aber schweigend und begnüge mich, heimlich das Tuch des großen Schreibtisches abzubürsten, der oft recht unordentlich aussieht und voll von den verschiedensten Büchern, Zetteln und Papieren liegt, die beiseite nicht verschoben oder fortgeworfen werden dürfen. Der Divan, der zu einem wirklichen Ruhelager bestimmt ist, ist mit einem teppichartigen Stoff, „Moquette“ genannt, bedeckt, der, — wie uns versichert wurde, — nicht geschont zu werden braucht, sondern Sporen und Stiefeln vertragen soll. Es kann dies Sopha übrigens für den Notfall, — ich meine, bei dem etwaigen Besuch eines lieben Freundes, der über Nacht bleibt, — auch als Bett benutzt werden, was man seinem durchaus eleganten Aussehen gar nicht anmerkt. Gardinen, zu dem Bezuge passend, mit Franzen-Anschluß gewebte Shawls, die alle Tapezier-Arbeit und Auslagen erparten, haben die stumpfen, milden Farben, die alle orientalischen Stoffe kennzeichnen und imitiren auf's Genaueste schöne, alte Muster. Wir fanden sie so hübsch und preiswerth, daß wir sie auch für das Wohnzimmer wählten, was uns in doppelter Beziehung als praktisch empfohlen wurde, weil wir so, — bei einem etwaigen Anzuge, den man in einer Mietwohnung doch immer vorsehen muß, — leicht eine Aenderung treffen, etwa eine Gardine als Portière, oder für ein drittes Fenster benutzen

können. Ebenso ist der Teppich, — Wilton, glaube ich, heißt er, — für beide Räume derselbe; auch die Möbel sind, — wie im Studir-, so im Wohnzimmer, — von demselben Stil und von Kirschbaum-Holz. Wir können uns auf diese Weise, da wir nur zwölf Gehälter besitzen, bei größerer Gesellschaft leicht ausbilden. Zuerst erschien mir diese Art der Einrichtung ein wenig einförmig; ich hätte gern jeden Raume durch von einander abweichende Ausstattung ein verschiedenes Aussehen gegeben, doch konnte ich mich dem praktischen Nutzen nicht verschließen. So nahmen wir denn auch für alle Fenster gute englische Stores mit durchgehendem Renaissance-Muster, die sich in der Wäsche gut bewahren sollen und einen gebiegenen Eindruck machen. Nur das einfenstrige Wohnzimmer macht eine Ausnahme. Hier befindet sich eines, das ich selbst arbeitete, aus feinem, gelblichen Congref-Stoff mit leicht contourirten, farbigen Stickereien und Einlagen von getönter Fillet-Quipure. Unser Buffet ist keines derjenigen, die mit offenem, etagenartigem Aufbau ihren Besitzern Gelegenheit geben, die Pracht ihrer Silbergeschirre oder sonstiger Schmuckstücke zu zeigen. Von der englischen Form eines „Credenz-Schranks“, enthält es dagegen einen genügend großen Raum zur Aufbewahrung meines Tafel-SerVICES und einen kleineren, mit herausziehbaren Böden, in dem Gläser und Krystall untergebracht sind. Ueber diesen Schränken befinden sich, sie gewissermaßen abschließend, neben einander liegend, drei die ganze Breite des Buffets einnehmende Kästen, die mit grünem Preis ausgefächelt und mit den nöthigen Abtheilungen versehen, unser ganzes Silberzeug in sich schließen. Ohne Mühe findet man hier beim Öffnen alle erforderlichen Messer, Gabeln und Löffel, überfließt mit einem Blick, ob Alles stimmt, und erspart sich das vielfache Schließen der verschiedenen, früher gebräuchlichen Etuis. Der in der Mitte des Zimmers stehende Esstisch neuester Construction bewährte sich bei dem neulichen ersten Gebrauche, — an den ich erst noch mit Herzklößen denke, — auf's Trefflichste. An dem hinteren Corridor liegt der vierte Raum unserer kleinen Häuslichkeit, das Schlafzimmer, das, nur mittelgroß, dennoch allen Comfort bietet, weil wir ein danebenliegendes, noch kleineres Zimmer durch Ausheben der Thür mit dazu gezogen und so durch Kleiderschrank und Wasch-Toiletten

zur Garderobe umgestaltet haben. Nie betrete ich diese Räume, ohne mich ihres freundlichen Aussehens zu freuen, immer wieder haftet mein Auge mit Wohlgefallen auf den hübschen Gardinen, mit hellem, blumigem Kokoc-Muster, die Fenster und Betten zieren. Bin ich nun zu Ende mit meiner Plauderei? Ja und nein; es giebt noch ein Departement in unserer Häuslichkeit, — die Küche nebst der Speisekammer, — von dem ich erzählen könnte, aber leider fühle ich mich dort noch nicht als Herrin. Mit einem Seufzer gestehe ich's, noch lasse ich mir von meiner Köchin imponiren; sie ist joviell älter und klüger als ich! Wenn ich ihr meine Wünsche ausspreche, sieht sie mich immer ... nicht unbescheiden, aber so ... ich weiß selbst nicht wie, — an, das macht mich verlegen und ich bemühe mich, sie meine Unsicherheit nicht merken zu lassen, und gehe oft rascher, als ich eigentlich beabsichtigte, wieder zur Thür hinaus; den Speisekammer-Schlüssel aber behalte ich dennoch; den lasse ich mir nicht entwenden. O, und überhaupt passe ich sehr auf und habe mir schon Manches gemerkt, Manches abgesehen; denn mit den Augen fehlen ist ja keine Sünde. Es soll nicht zu lange dauern, dann werde ich sicherer sein, und wenn ich mich erst auch in diesem Revier heimlich „bei mir“ fühle, warum sollte ich dann nicht auch davon erzählen können? Elisabeth Kaselewsky.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.
„Grüne Seite.“ — Woher kommt die Bezeichnung „grüne Seite“, wie z. B. in dem Volksliede: „Mädele ruf, ruf, ruf an meine grüne Seite!“
Langjährige Abonnentin.
Wäsche. — Woran mag es liegen, daß meine sorgfältig behandelte Wäsche, welche ich in einem weisfadigen Schranke aufbewahre, sehr bald gelb wird, und wie kann ich diesem Uebelstande abhelfen?
H. B. in Düsseldorf.

Antworten.
(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Dobosch-Torte (56). — Die Dobosch-Torte besteht aus zehn sehr dünnen Blättern aus Bisquit-Masse, die auf einem Backbleche gebacken, ausgefächelt und geschnitten werden können. Dieselben werden mit Fülle bestrichen und auf einander gelegt. Die Bisquit-Masse wird gemacht von 14 Deka Zucker, die man mit 4 Eidottern schäumig abrührt, 14 Deka Reismehl und dem Schnee, der recht fest sein muß; ferner rührt man sechs Eiweiße dazu. Die Fülle bereitet man aus 7 Deka schäumig abgerührter Butter, in die man 14 Deka in Wärme erweichte Chocolade und 7 Deka gestohlenen Zucker einrührt. Die Butter muß jedoch sehr gut und frisch sein, da sie roh bleibt. Als Glasur wird Eis aus gebranntem Zucker über die Törtchen gegossen: 32 Deka gestohlenen Zucker mit 1 1/2 Eiweiß (Eiweiß) eine Stunde gerührt, und mit so viel Caramel vermischt, als man für angenehm hält.
Langjährige treue Anhängerin der Frauen-Zeitung.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.